
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Juni 6/2020

72. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Hans-Joachim Höhn

Abschied vom „lieben“ Gott

Über Risiken und Nebenwirkungen theologischen Leichtsinns

Georg Lauscher

Es ist eine widerspenstige Kirche ...

Für eine persönliche Politik des Aufbrechens

Martin Patzek

Geliebtes Amazonien

Eine Versammlung und das Franziskus-Echo

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Petra Dierkes	
Mehr ist weniger	161
<hr/>	
Hans-Joachim Höhn	
Abschied vom „lieben“ Gott	
Über Risiken und Nebenwirkungen theologischen Leichtsinns	163
<hr/>	
Georg Lauscher-	
Es ist eine widerspenstige Kirche ...	
Für eine persönliche Politik des Aufbrechens	170
<hr/>	
Martin Patzek	
Geliebtes Amazonien	
Eine Versammlung und das Franziskus-Echo	176
<hr/>	
Alfons Gierse	
Liebe braucht Entschiedenheit	184
<hr/>	
Wilm Sanders	
Beten für die Kommenden	189
<hr/>	
Rezensionen	
Christian Hennecke/Gabriele Viecens: Von Missverständnissen und Fallstricken	190
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

Corona hat Distanz geschaffen und aufgezeigt, wie wenig in unserem Leben selbstverständlich ist. Ob Berührungen, ob Arbeitsabläufe, ob Eucharistiefeier – sie sind gewohnt, aber nicht selbstverständlich! Vielleicht könnte es ein Nachwirken des Pfingstgeistes sein, diesen alles scheinbar „Normale“ erschütternden Blick in die Zeiten fortschreitender Normalisierung beizubehalten und daraus geistgewirkte Dynamik zu entfalten, die in vielen kreativen Lösungen der jüngsten Vergangenheit bereits spürbar war. Alte Schranken des „Es geht auf gar keinen Fall!“ mussten aufgegeben werden – und Neues ward. Hier kann der Mensch noch einmal neu seine Ebenbildlichkeit mit Gott, dem Schöpfer, realisieren.

Als heilsame Erschütterung selbstverständlicher Rede versteht sich der Beitrag von **Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn**, Inhaber des Lehrstuhls für Systematische Theologie und Religionsphilosophie am Institut für Katholische Theologie der Universität Köln. Es lohnt sich, auch einmal in Distanz zum eigenen Sprechen von Gott zu treten und gemäß dem Anselm'schen Grundsatz „Fides quaerens intellectum“ nach der Verantwortbarkeit vor Gott und den Menschen von dem zu fragen, was man sagt.

„Erschütterung“ ist kein Selbstzweck. Steckt der Geist Gottes hinter ihr, treibt sie zum Aufbruch. Einer „persönlichen Politik“ des Aufbrechens spürt Spiritual **Georg Lauscher** aus dem Bistum Aachen nach und aktualisiert dafür vor allem die Gestalt des Propheten Ezechiel. Es muss nicht immer nur Abraham oder Emmaus sein, um biblisch vom Aufbruch zu sprechen!

Prälat **Dr. Martin Patzek** aus Hattingen bietet einmal mehr eine hilfreiche Lese- und Orientierungshilfe für ein päpstliches Dokument, diesmal für das postsynodale Schreiben von Papst Franziskus „Querida Amazonia“. Er betrachtet es auf der Folie des vorangehenden Schlussdokuments der Amazoniensynode. Wieviel heilsame Erschütterung von dieser Synode ausgeht, wird sich noch zeigen müssen.

Erschütterung des Selbstverständlichen kennen auch Menschen, die ihre Beziehung lange, ja ein ganzes gemeinsames Leben lang leben. **Alfons Gierse**, als Theologe und Eheberater Mitarbeiter des Bischöflichen Münsterschen Offizialats und Geschäftsführer des Familienbundes der Katholiken, findet für den entscheidenden Punkt der Reifung einer Beziehung, in der das „Massensterben der Bauchschmetterlinge“ sich vollzogen hat, den provozierenden Begriff der „kreativen Hoffnungslosigkeit“. Es lohnt sich, nachzulesen, was er damit meint.

Das Schlusswort hat Domkapitular **Msgr. Wilm Sanders** aus Hamburg, der als ergänzende Antwort auf den Beitrag von Prof. Dr. Dieter Emeis in der Januar-Ausgabe des Pastoralblatts („Demut des Geschöpfes“) ein Plädoyer erhebt zugunsten eines „Betens für die Kommenden“.

Mit diesem „weitsichtigen“ Ausklang entlasse ich Sie nun gerne in die Lektüre dieser spannenden Ausgabe, wünsche Ihnen gesegnete Pfingsttage, „voll des Heiligen Geistes“,

und grüße Sie herzlich

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Petra Dierkes

Mehr ist weniger

In meiner Bäckerei gibt es jeden Morgen über 15 verschiedene Brötchensorten. In der Frischtheke meines Supermarktes finde ich mehrere Regalmeter Käsesorten. Auf dem Wochenmarkt gibt es das ganze Jahr über Obst und Gemüse – mehr Sorten als ich überhaupt kenne. Unsere Kleiderschränke zuhause sind gut gefüllt – der Keller müsste dringend mal wieder entrümpelt werden. Ich vermute mal, nicht nur mir geht das so. Wir haben das Glück, in einem Teil der Welt zu leben, wo die Konsumgüter in Hülle und Fülle an jeder Ecke zu finden sind und unsere Müllverbrennungsanlage ohne Unterbrechung durchlaufen. Eigentlich verrückt. Manchmal zerreißt mich meine Welt. Ich blende aus, was ich eigentlich sehen sollte: „Viele wissen, dass der gegenwärtige Fortschritt und die bloße Häufung von Gegenständen und Vergnügen nicht ausreichen, um dem menschlichen Herzen Sinn zu verleihen und Freude zu schenken ... Die christliche Spiritualität schlägt ein anderes Verständnis von Lebensqualität vor und ermutigt zu einem prophetischen und kontemplativen Lebensstil, der fähig ist, sich zutiefst zu freuen, ohne auf Konsum versessen zu sein!“ (LS 209,222)

Papst Franziskus hat uns in seiner Umweltzyklika *Laudato Si'* deutlich die Augen geöffnet. Was er dort bereits vor 5 Jahren aufgeschrieben hat, wissen wir eigentlich alle, zumindest spüren wir es. Die Fülle der Konsumgüter kann unseren Hunger nach Leben nicht stillen. Die 15 verschiedenen Brötchensorten machen uns nicht satt. Der gut gefüllte Kleiderschrank und der volle Keller sind nicht das Leben in Fülle, das uns

Jesus Christus versprochen hat. Aber was ist zu tun, wenn wir „in der ständigen Hast“ und im „ständigen Lärm der fortdauernden und begierigen Zerstreuung oder im Kult der äußeren Erscheinung“ (LS 225) nicht das Glück unseres Lebens finden. Nicht die Zufriedenheit im Alltag – nicht den Sinn des Lebens?

Es ist kein Wunder, dass der Ordensmann Franziskus uns Enthaltensamkeit und Verzicht ans Herz legt. Aber er redet nicht vom bloßen Konsumverzicht – sondern von einer Haltung, die im innersten unseres Herzens beginnt. Dass wir in unserer hochtechnisierten Welt, in der der digitale Fortschritt den Takt angibt, wieder mehr auf unseren eigenen Herzschlag hören. Dass wir spüren, was uns und unseren Mitmenschen wirklich weiterhelfen und guttun würde. Es ist ein mehr an Mystik und Spiritualität, was uns wieder den nötigen Halt geben kann. „Während das Herz des Menschen immer leerer wird, braucht er immer nötiger Dinge, die er kaufen, besitzen und konsumieren kann!“ (LS 204), schreibt der Papst in seiner Enzyklika. Es braucht also einen neuen Geist, der in uns wieder lebendig wird. Der uns hilft, die Dinge in unserem Leben wieder in den Vordergrund zu rücken, die wichtig sind. Werte, die man eben nicht kaufen kann. Ich glaube, es ist richtig, wenn Papst Franziskus die tieferen Wurzeln unserer ökologischen und sozialen Krise im Fehlen einer Ethik sieht. Eine Ethik, die unserem wirtschaftlichen und technologischen Handeln die Grenzen aufzeigt – und unser menschlich-solidarisches Handeln grenzenlos werden lässt in dem Geist Jesu: „Was ihr dem Geringsten meiner Schwestern und Brüder getan habt, dass habt ihr mir getan!“ (Mt 25,45)

Abschied vom „lieben“ Gott

Über Risiken und Nebenwirkungen theologischen Leichtsinns

Die religiöse Sprache kennt Stoßgebete, welche in säkularen Ohren wie Stoßseufzer klingen. Die Bandbreite reicht vom aufgeschreckten Entsetzen angesichts einer Katastrophe („Oh, mein Gott!“) bis zum beschwichtigenden Vorwurf angesichts einer verzeihlichen Kalamität („Ach, Du lieber Gott!“). Stets geht es um eine Verlegenheit, in die ein Mensch geraten ist. Und stets hofft er darauf, dass Gott für ihn auch in dieser Lage ansprechbar bleibt. In dieser Hoffnung bestärkt ihn seit geraumer Zeit die christliche Rede von einem Gott, der dem Menschen in guten wie in schlechten Tagen „ohne Wenn und Aber“ zugewandt ist. Was auch immer der Mensch sich zuschulden kommen lässt, es ändert nichts daran, dass er auf Gottes Entgegenkommen, Barmherzigkeit und Gnade setzen kann.

In etlichen Hirtenbriefen, Sonntagspredigten und Katechesen wird übersetzt und ausgelegt, was der Grundsatz einer theologischen Anthropologie bekräftigt: Jeder Mensch ist von Gott unbedingt anerkannt. Gedeckt ist dieser Satz vom Grund-Ereignis des Christentums: „Der wesentliche Inhalt des Glaubens ist darin zu erkennen, daß der Gott Israels in Verkündigung, Tod und Auferweckung Jesu seine für alle Menschen entschiedene Liebe geschichtlich-endgültig erwiesen hat und in ihr ... sich selbst geöffnet hat. Daß es die Bedeutung der Geschichte Jesu ausmacht, die Selbstoffenbarung des Gottes der Liebe zu sein – das ist die Grundwahrheit christlicher Theologie.“¹ Zugleich markiert diese Wahrheit das Kriterium jeder christlichen Gottesrede, weil sie

als der entscheidende Bestimmungsgrund fungiert, der die Vielzahl aller Glaubensaussagen auf ihre Sinnmitte ausrichtet.²

Diese beiden Grundsätze bilden die Ankerpunkte des 2015 verstorbenen Münsteraner Theologen Thomas Pröpper. Es gibt kaum jemanden, der umsichtiger und gründlicher das Verhältnis von Gott und Mensch behandelt und dabei alle denkbaren Konstellationen von Theologie und Anthropologie bedacht hat. Trotzdem ist auch sein Ansatz nicht davor gefeit, dass von ihm leichtfertig Gebrauch gemacht wird. Im pastoralen und religionspädagogischen Mainstream begegnet man – oft inkognito – auch Kurzschlüssen aus seiner zentralen Einsicht: „Der Mensch, jeder Mensch, ist von Gott selber bedingungslos bejaht und geliebt – und aus der Vorgabe, Gegenwart und Verheißung dieser Liebe sich selbst und seine konkrete Existenz zu bestimmen, ist die Erfüllung seiner wesentlichen Bestimmung, das Ziel, für das er erschaffen wurde.“³

Die folgenden Sondierungen gelten zunächst jenen prekären Versionen der Rede von Gottes Zuwendung zum Menschen, die am Ende von nichts anderem als vom „lieben Gott“ künden. Es handelt sich vermeintlich um ein gutes Ende. Eine Verkündigung, die es offenkundig gut mit dem Menschen meint und beim Sprechen von Gott nur Gutes in den Mittelpunkt stellt, kann jedoch auch ein böses Ende nehmen. Das böse Ende beginnt mit einer – sicherlich gut gemeinten – Befreiung von ambivalenten Gottesbildern, die sich aber unversehens mit der verweigerten Akzeptanz einer auch wohlmeinenden Gottesrede konfrontiert sieht (1.). Das Thema „Befreiung und Verweigerung“ steht auch im Fokus einer zweiten Problemsondierung. Nach all den Beschwernissen, die sich bei der Rede von göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit aus scholastischen Spitzfindigkeiten und Kontroversen seit der Reformationszeit ergeben haben, ist für etliche Theolog*innen nach deren Überwindung die Zeit der Erleichterung gekommen. Aber auch in die-

sem Kontext begegnen Lightversionen der Gottes- und Freiheitsrede, Verkürzungen von Problemstellungen und Problemanzeigen in Lösungsansätzen.⁴ Sie sind m. E. die Konsequenz einer nicht konsequent durchgeführten Kritik an einem spätmodernen Freiheitsverständnis, das Freiheit als Optionenvielfalt denkt und mit der Logik der freien Verfügung über möglichst viele Optionen für sich wirbt (2.). Unter diesen Vorzeichen muss man sich nicht wundern, wenn auch ein genuin christliches Freiheitsverständnis auf dem Weltanschauungsmarkt lediglich als eine weitere verfügbare Option der Daseinsdeutung und nicht als Option für die Unverfügbarkeit menschlichen Daseins verstanden wird. Aber erst die Theo-Logik der Unverfügbarkeit wahrt den Freiheitsanspruch des Menschen und nur von ihr her lässt sich eine unverkürzte Rede von der unbedingten Zuwendung Gottes wiedergewinnen (3).

1. Zu Tode geglaubt – oder: Wie die Rede von Gottes Zuwendung belanglos wird

In der Moderne ist die Möglichkeit einer Gotteserkenntnis im unmittelbaren Ausgang von der Welterfahrung vielfach aufgegeben worden. Stattdessen hat sich das Gewicht der Gottesfrage auf die Frage des Menschen nach sich selbst verlagert – „des Menschen nämlich, der seiner selbst sich vergewissert und in der so gewonnenen Selbstgewißheit und Autonomie sich selbst als Maßstab aller Gewißheit und als Ausgangs- und Zielpunkt seines Erkennens und Handelns versteht.“⁵ Unter diesem Vorzeichen kann die Rede von der unbedingten Anerkennung des Menschen und seiner Freiheit von Seiten Gottes als modernitätskompatible Neujustierung theologischer Gottesrede gedeutet werden. Der Mensch darf sich als Adressat der unbedingten Zuwendung Gottes verstehen – dieser Satz markiert Anfang und Anstoß einer anthropologischen Wende der Theologie. Allerdings ist es auch gut möglich,

dass diese Wende zum Anlass genommen wird, um mit dem Glauben Schluss zu machen. Anders formuliert: An der Rede vom Entgegenkommen Gottes kann der Glaube an Gott auch zugrunde gehen – und zwar dann, wenn er auf theologischen Leichtsinn und fromme Leichtgläubigkeit trifft, um schließlich zur religiösen Belanglosigkeit zu verkommen.

Diese These wirkt fraglos höchst irritierend. Denn auf den ersten Blick scheinen eher die Vertreter eines militanten Gottesbildes dazu beizutragen, dem Glauben an Gott ein Ende zu bereiten. Dass man dem als „Herr über Leben und Tod“ verkündeten Gott selbst den Tod wünschen kann, ist nachvollziehbar, wenn man sieht, wie Menschen um Gottes willen in den Tod geschickt werden. Ein Glaubensfanatiker, der mit den Worten „Gott ist groß“ auf den Lippen einen Sprengsatz zündet, praktiziert einen tödlichen Glauben. Es ist ein todbringender Glaube, der am Ende auch den Glauben an Gott umbringt. Denn wer will noch an diesen Gott und seine Großartigkeit glauben, wenn seine Anhänger von diesem Glauben die Lizenz zur Tötung der Anders- oder Ungläubigen ableiten?

Nicht immer muss man einen Menschen physisch umbringen, um einen tödlichen Glauben zu praktizieren. Psychisch todbringend ist spiritueller Missbrauch, der sich mit sexuellen Misshandlungen paart. Da aber jeder vernünftige Mensch zu seinen Lebzeiten etwas Besseres als den Tod finden will, muss es nicht verwundern, wenn vernünftige Menschen eine Glaubens- und Gottesnähe meiden, die sie in Todesnähe bringt. Wenn Gott und der Tod nicht auseinandergehalten werden können, dann ist es klug, sich von diesem Gottesglauben zu distanzieren und einen solchen Gott vom Menschen fernzuhalten. Aber Gott wird nicht nur dort zu Tode geglaubt, wo man seine Größe preist und Menschen in seinem Namen erniedrigt. Und es sind auch nicht allein Religionskritiker, die es mit dem Fingerzeig auf spirituellen Missbrauch und

religiösen Terror schaffen, dem Gottesgedanken ein Ende zu bereiten. Neben den Gottesverächtern tragen vielmehr auch die wohlmeinenden Verfechter seiner Existenz und die sanften Apologeten seiner Verehrung entscheidend zu diesem Ende bei. Auch wer es gut mit seinen Mitmenschen meint und Gott als Grund alles Guten ausgibt, kann am Ende ohne gute Gründe für das Bekenntnis zu diesem Gott dastehen.⁶

Wer mit dem Wort „Gott“ etwas Gutes intendiert, tritt stets für einen „lieben“ Gott ein.⁷ Gottes Größe wird hier zwar auch „machtförmig“ bestimmt. Aber nun soll es die Macht der Liebe sein, die seine Größe ausmacht.⁸ Es ist eine Liebe, die unbedingt und bedingungslos ist. Sie verlangt keine Vorleistungen und erhebt keine Nachforderungen. Es ist eine Liebe, die nichts vom Menschen will, aber alles für ihn übrig hat. Ein lieber Gott ist ein entgegenkommender Gott, der viel (an)bietet, aber nichts verlangt. Man muss keine Normen erfüllen, um seine Gunst zu erringen. Vor ihm darf man so sein, wie man ist, und Gott sagt: Gut so!

Viele theologische Publikationen der letzten Jahre sind geprägt vom Tenor der Güte und Barmherzigkeit Gottes.⁹ Diese Akzentuierungen sind zweifellos berechtigt, um Engführungen und Verzerrungen eines angstbesetzten Gottesverständnisses zu überwinden und die Zwänge eines religiösen Leistungsdenkens aufzubrechen.¹⁰ Aber sie haben damit nicht die Akzeptanz der christlichen Gottesrede steigern können, sondern die Gleichgültigkeit ihr gegenüber vermehrt. Dass man sich in christlichen Kreisen darüber wundert, dass eine vermeintlich „frohe“ Botschaft lediglich Indifferenz auslöst, ist selbst verwunderlich. Denn diese Kreise übersehen das Naheliegende: Die Nachricht, dass man ohne besondere Anstrengungen und Leistungen so sein darf, wie man ist,¹¹ erzeugt bei ihren Adressaten den Eindruck der Redundanz. Sein können wie man ist, kann man auch ohne diese Zusicherung. Folglich ist sie entbehrlich, verzichtbar, überflüssig.

Nicht minder prekär ist es, wenn von den Befürwortern dieser Gottesrede gleichwohl Bedarf für die Rede von der Liebe Gottes reklamiert wird. Denn nun gerät sie unter den Verdacht, dass dahinter nichts anderes steht als ein menschliches Bedürfnis der Selbstaffirmation, das in der modernen Leistungsgesellschaft verstärkt, aber von ihr nicht erfüllt wird. Diese Gesellschaft verlangt von ihren Mitgliedern, sich wertschöpfend im Wirtschaftskreislauf zu bewähren. Belohnt wird das Erreichen vorgegebener „benchmarks“ mit ökonomischen Annehmlichkeiten. Alle Menschen finden Akzeptanz, wenn sie Akzeptables vorzuweisen haben. Ihre Wertschätzung hängt somit ab von den Wertschöpfungsketten, deren Glieder sie sind. Schlecht dran ist, wer nichts Verwertbares zustandebringt. Die Annahme eines Menschen allem Unannehmbaren und Wertlosen zum Trotz ist in diesem Kontext nicht denkbar und wird selbst zu einer inakzeptablen Forderung.

Aber kein Mensch kann existieren, wo ein Kalkül von Zweck und Nutzen, von Umsatz und Rendite alles bestimmt und es keine Orte zweckfreier Anerkennung gibt. Als ein solcher Zufluchtsort erscheint der Glaube an Gott. In diesem Kontext begegnet Gott als jene Größe, von der eine unüberbietbare Bestätigung eingeholt werden kann, dass der Mensch sein darf, wie er ist – ohne Wenn und Aber. Was ihm eine säkulare Logik von Aufwand und Ertrag vorenthält, wird ihm in einer religiösen Logik von Gnade und Wohlwollen gewährt: die Bestätigung des Selbstseinkönnens unabhängig von allen Leistungserwartungen – auch von Seiten Gottes. Er mag nichts zustande bringen, aber dies verhindert nicht, dass Gott zu ihm steht.

So wichtig dieser theologische Einspruch zur universellen Anwendung des Leistungsprinzips ist, so prekär sind seine Folgen, wenn nur dieser Einspruch formuliert wird. Er handelt sich umgehend den Vorwurf ein: Hier avanciert Gott kompensatorisch zu jener Größe, von der eine unüberbietbare

Bestätigung eingeholt werden kann, dass der Mensch sein darf, wie er ist, auch wenn er nichts zu leisten vermag. Überdies handelt es sich um einen folgenlosen Kompensationsversuch. Denn viele Zeitgenossen schließen daraus, dass sie die Bestätigung ihres Selbst- und Soseins einfach „so stehen lassen“ können. Dieser göttliche Beistand bedarf ja ihres eigenen Zutuns nicht. Was ohne eigenes Zutun besteht, darum müssen sie sich nicht kümmern. Sie haben kein schlechtes Gewissen dabei, wenn sie die Rede vom lieben Gott passiv lässt und bei ihnen nichts auslöst. Es macht ihnen nichts aus, diese Rede ganz unbekümmert zu überhören. Dies bekümmert gleichwohl die Zeugen dieses „lieben“ Gottes. Sie sind aufrichtig davon überzeugt, dass es ihr Auftrag ist, den „lieben“, „gütigen“ und „barmherzigen“ Gott immer wieder zur Sprache zu bringen und auf eine Antwort der Angesprochenen zu hoffen. Bei jeder sich passenden Gelegenheit bezeugen sie aufrichtig ihre Überzeugung und ihre Hoffnung. Aber ihre Aufrichtigkeit schlägt um in Aufdringlichkeit. Die Penetranz, mit der sie Gott lieb, gütig und barmherzig sein lassen, macht sie zu religiösen Stalkern.

Kein vernünftiger Mensch kann etwas gegen Liebe, Güte und Barmherzigkeit haben – wohl aber dagegen, dass Menschen damit gestalkt werden. Wer will es den Genervten unter den mit Liebe Bedrängten verdenken, dass sie den „Gottesstalkern“ aus dem Weg gehen? Die derart Gemiedenen schmerzt es zwar, dass das so gut Gemeinte so schlecht ankommt. Aber sie vermeiden ihrerseits eine kritische Selbstbefragung.¹² Sie stellen sich nicht dem Verdacht, dass sie die religiöse Dublette eines romantisch-kitschigen Liebesideals vertreten. Sie meiden die Debatte darüber, ob Gott nur deswegen und solange als „lieb“ gilt, wie er das Bedürfnis des Menschen nach Selbstvergewisserung und Selbstbestätigung bedient.¹³ Ihnen ist das Dilemma nicht bewusst, in das die Rede von Gottes unbedingter Zuwendung führt: Zu keiner Zeit war sie aktueller, um den Menschen zu sagen, „daß sie mehr sind als

Übergangsgebilde im Stoffwechselhaushalt der Natur, daß sie zu schade sind, um sich als Konsumenten und als Produzenten im Wirtschaftskreislauf dubioser Kapitalverwerter zu verschleißen.“¹⁴ Zugleich stand sie zu keiner Zeit mehr unter dem Verdacht, Zulieferer eines Kompensationsmythos zu werden, der Defizite zwischenmenschlicher Anerkennung ausgleichen soll.

Von den Adressaten einer solchen Gottesrede wird erwartet, dass sie angesichts dessen, was in ihrem Leben ohne Wenn und Aber inakzeptabel ist, dennoch eine Bejahung ihres Lebens von Seiten Gottes anzunehmen bereit sind. Die Umstände dieser Rede von Gott dementieren, was über ihn gesagt wird. Gegen dieses Dementi muss umso entschlossener geglaubt werden. Aber diese Entschlossenheit beweist nur den Willen zum Glauben, nicht jedoch die Realität des Geglaubten. Muss man – wenn nicht an Gott, so doch am Glauben an ihn – nicht irre werden, wenn unbeirrt von den Zeugnissen der Gottes- und Menschenverlassenheit die Rede von einem menschenfreundlichen Gott unverdrossen fortgesetzt wird? Der Glaube an Gott gerät in höchste Bedrängnis, wenn er Halt sucht in einer Behauptung, die sich in guten Tagen als vertretbar, in schlechten Tagen aber eher als unhaltbar erweist. Er geht zu Grunde, wenn ihm die guten Gründe ausgehen im Streit mit einer Daseinsdeutung, die eine ganz andere Grunderfahrung verarbeitet: Dasein heißt für den Menschen, sich für bedeutsam halten wollen in einem Horizont der Gleichgültigkeit.

2. Jenseits von Mittel und Zweck – oder: Die Freiheitslogik der Unverfügbarkeit

Moderne Menschen streben nach der Freiheit, selbst etwas Bedeutsames, etwas Neues, Eigenes und Besseres aus dem machen zu können, was die Evolution oder die Gesellschaft aus ihnen gemacht haben. Sie wollen

über Handlungsoptionen verfügen, die über evolutive und sozio-kulturelle Dispositionen des Wollens und Wählens, Entscheidens und Handelns hinausgehen. Zur Praxis dieser Freiheit gehört zwar das Risiko, die eventuell negativen Spätfolgen und Nebenwirkungen freier Entscheidungen nicht zu überblicken. Dennoch plädieren Freiheitspragmatiker dafür, das Freiheitsrad der Moderne nicht zurück-, sondern weiterzudrehen. Wie will man sonst in freier Übereinstimmung mit sich und dem eigenen Leben existieren, wenn man über das eigene Leben und die eigene Freiheit außer dem eigenen Willen wieder andere Mächte bestimmen lässt? Es ist zu früh, um angesichts der Schwierigkeiten autonomer Selbstbestimmung schon genug von den gewonnenen Freiheiten zu haben. Noch immer gilt es, auf die Freiheit des Möglichen statt auf die Unausweichlichkeit des Faktischen zu setzen, die keine Alternativen kennt.

Alternativen hat man gemäß diesem Freiheitsverständnis nur, wenn mehrere Optionen des Wollens und Tuns verfügbar sind. Darum ist das moderne Maß der Freiheit die Vielzahl und Vielfalt möglicher Optionen. Befreiung verlangt nach Optionenzunahme. Jede/r kann aus eigener Erfahrung bestätigen: „Je mehr Optionen mir zur Verfügung stehen, umso größer ist der Spielraum meiner Freiheit!“ Die Logik der Freiheit ist identisch mit der Logik der freien Verfügung und des Freigebens von Handlungsoptionen in die individuelle Verfügbarkeit.¹⁵ Der dazu passende kategorische Imperativ lautet: „Was immer Du tust, Sorge dafür, dass Du im Falle des Scheiterns mit etwas anderem neu anfangen oder weitermachen kannst!“ Der Sinn des Daseins ist erst dann bedroht, wenn der Zweifel aufkommt, „dass es überhaupt noch sinnvolle Möglichkeiten zu leben gibt, die es sich lohnte zu wählen.“¹⁶

Eine Folge dieser Option für Optionenvielfalt ist die Bevorzugung unverbindlicher Bindungen. Hoch im Kurs stehen Angebote, zu deren Nutzung man sich fest vormerken lassen kann und die dennoch

kostenfrei stornierbar sind. Ein freiheitsliebender Zeitgenosse findet nichts dabei, alle Entscheidungen mit dem Vorbehalt der Revision zu treffen. Seine Freiheit braucht ja nur Anhaltspunkte und keine Fixpunkte. Vorbehalte machen die Freiheit nicht instabil, sondern geben ihr Halt. Daher kann ein freier Mensch nur sein, wer stets über mehrere Optionen in Situationen des Wählens und Entscheidens verfügt und zudem die Anzahl dieser Situationen erhöhen kann. Freiheitsbewahrend und freiheitsförderlich sind soziale Strukturen, die solche Optionenzunahmen verfügbar machen. Frei ist, wer über alles Mögliche verfügen kann und mit allem Verfügbaren machen kann, was er oder sie will! Aber was wird aus dieser Freiheit, wenn sie nur der Logik der freien Verfügung folgt?

Wer für diese Logik plädiert, will sich aber auch seine optionalen Freiheiten nicht nehmen lassen und will nicht dulden, dass ein anderer darüber verfügt. Ein solcher Eingriff in die eigene Freiheit wird nicht nur als freiheits-, sondern auch als identitätsbedrohend empfunden. „Das kann mir keiner mehr nehmen!“ – dieser Satz ist zu hören von Sportlern, die gerade einen Olympiasieg errungen haben. Olympiasieger – das bleibt man ein Leben lang. Das ist fortan identitätsbestimmend. Die Goldmedaille kann schlimmstenfalls gestohlen werden, aber nicht der Sieg. Man müsste schon ein Dopingvergehen nachweisen, um auch den Sieg aberkennen zu können. Da kein Sportler Freude an einer Siegerehrung hat, die unter dem Vorbehalt eines dopingfreien Wettkampfs durchgeführt wird, liegt ihm an einer zweifelsfreien Anerkennung seiner Leistung. Es geht ihm um die Unanfechtbarkeit seines Erfolges, um die Beseitigung eines jeden „Wenn und Aber“. Zweifelsfreie Anerkennung – darauf sind Rekorde wie Identitäten gleichermaßen angewiesen.

Bei diesem Beispiel interessieren die Aspekte von Unbedingtheit und Unanfechtbarkeit, die sprachlich allerdings sehr un-

auffällig artikuliert werden. Immerhin sind es erste Indizien, die darauf hindeuten, dass in die Logik der Freiheit wie auch in die Logik der Identitätsbestimmung nicht nur das Moment der freien Verfügung, sondern auch das Moment der Unverfügbarkeit eingeschrieben ist. „Das kann mir keiner nehmen“ heißt auch: Das ist anderen unverfügbar! Freiheit meint somit mehr als nur das unbeschränkte Verfügungkönnen über unbeschränkte Optionen des Wollens und Tuns. Frei ist nicht bereits, wer über ein breites Spektrum von Verfügungsmöglichkeiten verfügt, sondern wer dem optionalen Zugriff und der freien Verfügung anderer Menschen, Mächte und Gewalten mit der Absicht der Erfüllung eigener Zwecksetzungen entzogen ist. Freiheitsbewahrend und -förderlich sind Beziehungen, die sich durch Zweckfreiheit auszeichnen und den Versuch abwehren, mit ihnen könne jemand machen, was er wolle! Anders formuliert: Wenn die Freiheitslogik der Optionensteigerung nicht eingelassen ist in die Logik der Unverfügbarkeit und Unverzweckbarkeit und sich von dort ein Maß ihrer Ausübung setzen lässt, wird am Ende der Mensch als „homo optionis“ selbst zur Disposition gestellt.

3. Freiheit als Unverfügbarkeit – oder: Übersene Konstellationen der Gottesfrage

Allerdings ist auf den ersten Blick nur schwer erkennbar, wie die Freiheitslogik der Unverfügbarkeit mit der nicht minder plausiblen Logik der freien Verfügung vereinbar sein kann.¹⁷ Sollen sie sich nicht gegenseitig ausschließen, ist es unumgänglich, für konkurrierende Freiheitslogiken eine freiheitsbewahrende Perspektive zu finden. Der entsprechende Vorschlag lautet: Optionale Freiheiten sind „zweistellig“ zu bestimmen. Sie zeichnen sich durch eine negative und eine positive Beschreibungs-komponente aus („frei von/frei zu“). Vereinbar ist die Logik der Unverfügbarkeit mit der Logik der freien Verfügung aber erst im Konzept einer „vier-

stelligen“ Bestimmung von Freiheit. Verfügen können und unverfügbar sein ist nicht zu-reichend bestimmbar durch die Relationen „frei sein von...“ und „frei sein zu“, sondern braucht als dritte Relation das „frei sein gegenüber“ und als vierte Relation das „frei sein durch“ eine Beziehung zum Gegenüber. Denn Dasein bedeutet für den Menschen stets ein „Gegenübersein“. Er bezieht sich auf das, was ihm entgegentritt in der Welt der Gegenstände, was sich auftut in der nur ihm zugänglichen psychischen Innenwelt, was ihm interaktiv in der personalen Mitwelt begegnet und was Ereignischarakter in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besitzt.

Auf den ersten Blick ist mit dieser Erweiterung wenig gewonnen. Denn man muss nicht eine naturalistischen Bestreitung oder eine deterministischen Verriegelung der Freiheitsthematik vornehmen, um an dieser Stelle skeptisch zu fragen: In welchem Umfang ist der Mensch frei, wenn er sich als vielfach bedingtes Individuum nur im gleichzeitigen Gegenübersein zu natural-sachhafter und personal-sozialer Andersheit im Horizont befristeter Zeit behaupten und verwirklichen kann? Wieweit reicht das Freiheitsvermögen des Menschen, wenn sein Radius und seine Optionenwahl begrenzt werden von seinem jeweiligen Gegenüber? Markiert die Relation des Gegenüberseins nicht eher Einschränkungen als Ermöglichungen von Freiheit?

Gegenüber dem Bereich des Sachhaften bleibt menschliche Freiheit und das, was sie vermag, in der Tat auf die Möglichkeiten des gegenständlichen Ausdrucks beschränkt (wie ein Künstler mit einem Stück Marmor nur insoweit machen kann, was er will, wie es der Werkstoff zulässt). Die Freiheit gegenüber einem Objekt und die Macht über einen Gegenstand mag so weit gehen, dass der Gegenstand „macht“, was der Mächtige will. Ein Gegenstand wird aber niemals wollen (können), was jemand von ihm oder mit ihm will. Erst in der Sphäre des Personalen und gegenüber Personen sind Freiheitsvollzüge möglich, die über

den Bereich des sachhaften Bewirkens und Erzwingens hinausgehen. Dass der Mensch mehr vermag und einen anderen so überzeugen (statt: erpressen) kann, dass dieser etwas aus freien Stücken tut, geht ihm erst in der Begegnung mit einem personalen Anderen auf, den er mit guten Gründen dazu motivieren kann, sich seinem Willen anzuschließen. Erst dann kommt es dazu, dass ein Mensch aus freien Stücken will und tut, was sein Gegenüber will.

Die Freiheit des Menschen, ihr Vermögen und ihr Wirkungsgrad sind somit umso größer je weniger ihr Gegenüber nach Art einer Sache und je mehr nach Art einer Person gedacht werden kann und je zwangloser die Mittel sind, die jeweils angewandt werden, um auf diese Person einzuwirken. Von guten Gründen, mit der eine Person eine andere überzeugen will, geht ein solch „zwangloser Zwang“ aus, weil das letzte unerzwingbare und unverfügbare Wort der Zustimmung von der angesprochenen Person gesagt werden muss. Zu einem solchen letzten, eigenen und freien Wort wird der Mensch aber nicht von einem Gegenüber ermächtigt, das selbst nur etwas Sachhaft-Naturales ist oder in dieser Sphäre antreffbar ist. Es muss zumindest personalen Rang und Status haben.

Maximale Ausübung eigener Freiheit ist auf maximale Anerkennung der Freiheit seines Gegenübers angewiesen. Stellt man die Frage, wo/wann die Freiheit am größten ist und am weitesten reicht, kommt dafür als Gegenüber nur eine Wirklichkeit in Betracht, gegenüber der man sich selbst als ansprechbar und mit der Befugnis zum eigenen letzten Wort ausgestattet wahrnehmen kann.¹⁸ Der Beziehung von Anrede und Antwort eignet selbst Freiheitscharakter. Was auch von einem machtvollen Gegenüber, welches das Sagen haben mag, zu vernehmen ist, es erfüllt sich erst in der unerzwingbar freien Stellungnahme des Angesprochenen.

Damit ist ein Punkt erreicht, an dem die Theologie die losen Fäden von Freiheitsre-

flexion und Gottesrede wieder verknüpfen kann. Wenn Freiheit ein existenziales Moment menschlichen Daseins und nicht bloß eine Koordinate seines Handelns sein soll, dann muss sie relational verfasst sein und diese Relationen zugleich transzendieren auf einen „infinitesimalen“ Fluchtpunkt. Der Mensch könnte sich einem Endlichen gegenüber nicht frei verhalten, wenn er nicht immer schon frei wäre gegenüber einem unendlichen Gegenüber und wenn nicht in dieses Gegenübersein jede Beziehung zum Endlichen eingelassen wäre. Sonst bestünde seine Freiheit immer nur in den Graden, die ihm Natur, Welt, Staat und Mitmenschen zubilligen. Ohne „wenn“ und „aber“ frei ist der Mensch nur dann, wenn sich ein nicht endlicher Anderer zu ihm als ein selbst unbedingt freies Gegenüber verhält. Seine Freiheit verlangt, dass es nicht im Selbstverhältnis des Menschen aufgeht, sondern ihm unverfügbar bleibt. Die Unverfügbarkeit des Gegenübers manifestiert sich darin, dass die Struktur des Gegenüberseins (von Schöpfer und Geschöpf) allen Lebensverhältnissen und Beziehungen vorausliegt und sie als Freiheitsverhältnisse konstituiert. Durch diese Konstitution ist die „existenziale“ Freiheit des Menschen immer schon „befreite Freiheit“. Unter dieser Rücksicht existiert der Mensch nicht im Horizont der Gleichgültigkeit, sondern im Modus einer unbedingten und unverfügbaren Anerkennung seines freien Selbstseins und Sich-zu-eigen-Seins. Diese Gottes- und Freiheitsrede setzt tiefer an als religiöse Anbiederungsversuche, die nur eine religiöse Zusatzoption bei der Erfüllung von Affirmationsbedürfnissen anbieten. Sie greift weiter aus als jene Sinnofferten, die sich mit religiösem Leichtsinns paaren. Ihr geht es nicht um ein Wohlgefühl, das die Rede von einem „lieben“ Gott wecken mag. Sie fragt stattdessen nach einem letzten Grund, der den Menschen berechtigt, von seinem Dasein ein besonderes Aufheben zu machen.

Anmerkungen:

- 1 Th. PRÖPPER, Zur theoretischen Verantwortung der Rede von Gott, in: Ders., Evangelium und freie Vernunft. Freiburg/Basel/Wien 2001, 73.

- 2 Vgl. Th. PRÖPPER, Theologische Anthropologie Bd. I. Freiburg/Basel/Wien 2011, 68–89.
- 3 Th. PRÖPPER, Theologische Anthropologie I, 80. Zur Würdigung dieses Ansatzes siehe u.a. K. STÜRZKARN, Freiheit die Befreiung braucht. Konturen eines theologischen Freiheitsbegriffs. Regensburg 2015, 189–212.
- 4 Vgl. den instruktiven Einblick in aktuelle Debatten von S. Wendel, In Freiheit glauben. Grundzüge eines libertarischen Verständnisses von Glauben und Offenbarung. Regensburg 2020.
- 5 Th. PRÖPPER, Theologische Anthropologie I, 322.
- 6 Zum Folgenden siehe auch H.-J. HÖHN, Der „totgeglaubte“ Gott, in: J. Knop (Hg.), Die Gottesfrage zwischen Umbruch und Abbruch. Freiburg/Basel/Wien 2019, 306–324.
- 7 Vgl. exemplarisch T. HALIK, Ich will, dass du bist. Über den Gott der Liebe, Freiburg/Basel/Wien 2015; H. VERWEYEN Ist Gott die Liebe? Spurensuche in Bibel und Tradition. Regensburg 2014, bes. 122ff.
- 8 Siehe dazu K. v. STOSCH, Allmacht als Liebe denken. Zur Verteidigung einer theologischen Grundkenntnis neuerer Theologie, in: Th. Marschler/Th. Schärfl (Hg.), Eigenschaften Gottes. Münster 2016, 251–266.
- 9 Vgl. exemplarisch W. KASPER, Barmherzigkeit. Grundbegriff des Evangeliums – Schlüssel christlichen Lebens. Freiburg/Basel/Wien 2019.
- 10 Vgl. dazu K. FRIELINGSDORF, Gottesbilder. Wie sie krank machen – wie sie heilen. Würzburg 2004.
- 11 Zur theologischen Konjunktur dieser rhetorischen Figur vgl. Ch. BÖTTIGHEIMER, Bedingungslos anerkannt. Der Beitrag des Glaubens zur Persönlichkeitsbildung. Freiburg/Basel/Wien 2018, 86–94, 138–147, 203–205.
- 12 Dieser Vorwurf ist diversen Initiativen zur „Neuevangelisierung“ Europas nicht zu ersparen, die bisweilen changieren zwischen kopfloser Frömmigkeit, schwärmerischer Überheblichkeit und religiöser Naivität. Vgl. exemplarisch J. HARTL u.a. (Hg.), Mission Manifest. Die Thesen für das Comeback der Kirche. Freiburg/Basel/Wien 2018.
- 13 Zur näheren Bestimmung eines modernisierungsbedingten Bedürfnisses der Selbstaffirmation siehe C. STRENGER, Die Angst vor der Bedeutungslosigkeit. Gießen 2016.
- 14 E. DREWERMANN, Wendepunkte oder: Was eigentlich besagt das Christentum? Ostfildern 2014, 9.
- 15 Vgl. hierzu bereits P. GROSS, Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt 1994.
- 16 B. RÖSSLER, Autonomie. Ein Versuch über das gelungene Leben. Berlin 2017, 128.
- 17 Siehe hierzu auch die Problemanzeige von H. ROSA, Unverfügbarkeit. Wien/Salzburg 2018, 48–70.
- 18 Vgl. hierzu ausführlich H.-J. HÖHN, Gottes Wort – Gottes Zeichen. Systematische Theologie. Würzburg 2020.

Georg Lauscher

Es ist eine wider- spenstige Kirche ...

Für eine persönliche Politik des Aufbrechens

Wer trägt nicht zunehmend schwer in der Kirche an der Kirche? Wer fühlt sich nicht zum Zerreißen gespannt: zwischen den menschlichen und geistlichen Schätzen, die sie birgt, und die sich alltäglich auftun – und den menschlichen und pseudo-geistlichen Sümpfen, an deren Oberfläche wir uns bewegen. Durch das sumpfige Gelände windet sich zwischen innerer und äußerer Emigration nur ein äußerst schmaler Pfad. Wie ihn finden, ohne rechts oder links zu versinken? Wie ihn beschreiten, ohne zu vereinsamen? Wie miteinander davon sprechen?

Medard Kehl empfiehlt folgenden „Übungsweg, die Liebe zur konkreten Kirche tiefer und enttäuschungsresistenter in uns zu verankern“: „in den biblischen Texten selbst (auf den ersten Blick verborgene) Bilder der Kirche entdecken, um so ihrem theologischen Geheimnis näherzukommen“.¹

Als mir² im Kontext der zum Verrückt-werden schwerfälligen kirchlichen Erneuerungsprozesse der Mut sank, versetzte mir eine prophetische Aktion des Ezechiel³ einen Rippenstoß: *Das Wort des Herrn erging an mich: Menschensohn, du wohnst mitten unter einem widerspenstigen Volk – Hier stocke ich schon: Widerspenstig? Was heißt das? Bin ich widerspenstig? Bevor ich ein Wörterbuch befrage, befrage ich den Text selbst: Du wohnst mitten unter einem widerspenstigen Volk, das Augen hat, um zu sehen, und doch nicht sieht, das Ohren hat, um zu hören, und doch nicht hört; denn sie sind ein widerspenstiges Volk.*

Vom Widerspenstigen zum Widerständigen

Eine klare Ansage: Widerspenstig bin ich also, wenn ich meine Sinne nicht einsetze. Diese hat Gott mir zum Erkennen der Wirklichkeit und meiner Verantwortung in ihr gegeben. Doch wenn ich stattdessen selbstsicher und selbstgefällig so weitermache wie gewohnt und dabei menschlich, sinnlich und somit geistlich absterbe? Oder in die trotzig Gegenüber gerate: genauso selbstsicher und selbstgefällig alles Quere und Schwere ablehne? Durch selbstsichere und selbstgefällige Gedanken vermeide ich den Kontakt zur Wirklichkeit, zum Gegenüber, zum anderen. Überhaupt trete ich nicht zuerst durch meine Gedanken in eine Beziehung. Erst durch meine sich öffnenden Sinne finde ich in eine Beziehung. Je weniger vital meine Sinne sind, desto weniger bereit bin ich zu echter Beziehung. „Ich muss aus dem tiefsten Inneren meines eigenen Mysteriums, meiner Erfahrung kommunizieren und so wenige Worte machen wie möglich. Und in Grenzsituationen nur durch Berührung.“⁴ Je weniger ich in meinen Sinnen präsent bin, desto unfähiger werde ich, in Beziehung zu leben – zu mir, zu anderen, zur Schöpfung, zu Gott. Mit den Sinnen zu kommunizieren ist heute gegen den Trend, ist widerständig. Widerständig mitten im Kommunikationsrausch der angeblich „sozialen“ Netzwerke. „Jeder kommuniziert... Irgendwohin. Wir müssen konkreter kommunizieren.“⁵

Als dem Lukasevangelisten⁶ zufolge die Frauen am Ostermorgen zum Grab Jesu eilten, taten sie den entscheidenden zweiten Schritt: „Sie gingen hinein“. Erst durch ihr Hineingehen ins Grab, in die angstmachende Leere, erfuhren sie von der Auferstehung. Doch als die unvernünftig vernünftigen Männer davon hörten, wehrten sie ab: „Geschwätz!“ Immerhin: einer der Männer, Petrus, die spätere Leitfigur der Hierarchie, „stand auf und lief zum Grab. Er beugte sich vor, sah aber nur die Leinenbinden. Dann ging er nach Hause, voll Verwunderung...“ Ihm, dem distanziert Inter-

essierten, bleibt nur diffuse Verwunderung. Warum? Ich vermute, weil er sich selbst auf Sicherheitsabstand hielt. Weil er nicht hineinging in die Leere, blieb ihm die Auferstehungserfahrung unzugänglich. Die ist nur von unten und innen her möglich. Dem distanzierten Draufblick bleibt die Auferstehung, die Erneuerung verschlossen.

Ich merke mir: Um nicht widerspenstig zu werden, sei geistesgegenwärtig in deinen Sinnen! Geh hinein in die Situationen, in die du gestellt bist. Übe die Wachheit des Geistes in den Sinnen. So lautet eine wunderbare, ostkirchliche Definition von Spiritualität. Was übrigens ganz und gar nicht gegen die Vernunft ist: Vernunft kommt von Vernehmen!

Wie aber unterscheide ich widerspenstiges von widerständigem Kommunizieren, das ethisch doch hier und da gefordert ist?

Wenn ich widerspenstig bin, sträube ich mich, drücke ich mich. In mir ist noch ungeklärt, unreif, wie und was ich wirklich will. Zumindest vermag ich nicht aufrichtig an meinem Platz zu stehen. Meine Unbewusstheit und mein Ungeklärtsein machen mich widerspenstig.

Wenn ich dagegen widerständig bin, lebe ich bewusst und geklärt, ausgehend von meinem begrenzten Selbststand, der sich von anderen, begrenzten Standpunkten unterscheidet, ihnen aber respektvoll gegenübertritt. Ich bin als Anderer nicht besser, doch ohne Andere keine Veränderung. Im Gegensatz zur Widerspenstigkeit gehört zur Widerständigkeit mühsam erarbeitete und erbetete Aufrichtigkeit. Echter, loyaler Widerstand ist ohne selbstkritisches, geistliches Ringen nicht zu gewinnen. Vom Widerspenstigen unterscheidet sich der aufrichtig Widerständige deutlich: er wurzelt im Beten.

Geh vor ihren Augen weg

Verwickle dich also nicht, doch bleib verbunden. Verdrück dich nicht, sondern *geh am hellen Tag vor ihren Augen weg, als ob du vor ihren Augen von deinem Wohnsitz an einen andern verschleppt würdest*. Höre

auf, dich ins Alte und Abgewirtschaftete verwickeln zu lassen. Du bist nicht verpflichtet, dich an Veraltetem widerspenstig abzarbeiten. Geh in Kontakt damit, fühle es, würdige es, aber dann: „Pack deine Sachen und geh weiter!“

„Gezieltes Kirchenfasten“ mag das jemand nennen – aus Liebe zur Kirche. In Jesu Spur, nicht mehr in der Spur einer „mondänen Kirche, die in sich, von sich und für sich lebt“.⁷ Befrage dich aufrichtig: Ist es stolze Selbstprofilierung, die mich anstachelt? Sie würde mich nicht in die Weite, sondern in die Enge führen. Oder ist es der Geist Jesu, der mich bewegt, um der Kirche willen die Kirche zu lassen, weiterzugehen, aus ihr herauszugehen – „nicht nur an die geographischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends“?⁸

Gottes Macht ermächtigt. Sie bemächtigt sich nicht des Anderen. Sie führt in die Freiheit, nicht in die Unterwerfung. Es ist möglich, die Kirche in vielem zu lassen, sie hinter sich zu lassen als endlich erwachsene Kinder der Mutter Kirche – ohne sie zu verlassen, im Gegenteil: sich noch inniger an sie als Mysterium zu binden. Betenden ist es möglich. Betenden, die um ihre Schwachheit zu beten wissen. Denn nur so nimmt sich der Geist unserer an. Wir sind dann nicht mehr von unseren vermeintlich besseren Vorstellungen besessen.

Vielleicht sehen sie es

*Vielleicht sehen sie es; aber sie sind ja ein widerspenstiges Volk. Also erwarte nichts. Wo die Erwartung anfängt, hört die Liebe auf. Es geht ganz und gar nicht darum, Eindruck zu machen. Bleib nicht bei einer in sich selbst verwickelten, gut bürgerlichen, unsinnlichen Kirche stehen. Nimm dir das Wort an den anderen Propheten zu Herzen: *Ich, der Herr, fasse dich an der Hand. Ich habe dich geschaffen und dazu be-**

stimmt, der Bund zu sein für mein Volk ... Für mein Volk! Vergiss nicht mein Volk! Die 5 bis 10% der Getauften, denen die Kirche in ihrer Gottsuche eine Hilfe ist, sind nicht mein ganzes Volk! Über 90% meines Volkes können im kirchlichen Milieu das göttliche Milieu nicht (mehr) finden. Was nicht heißt, dass sie es nicht suchen, dass sie nicht beten.⁹ Schon lange sind es nicht mehr die Kirchen, in denen am meisten gebetet wird. Mit ungezählten Menschen sind ungezählte Beterinnen und Beter ausgewandert. Sie beten nicht „kirchisch“¹⁰. Sie beten nicht liturgisch. Dieses Beten erlebten sie oft – wie Jesus – als heuchlerisch, als formal kalt oder lässig lau. Es half ihnen nicht zu Gott. Es hinderte sie zu Gott. Die Orte intensivsten Betens sind heute der Niedriglohnsektor und die sozialen Brennpunkte, Krankenhäuser und Psychiatrien, Kreißsäle und Hospize, Kinder- und Altenheime, Gefängnisse, womöglich Schulen und Universitäten ... Gewiss, es ist ein atomisiertes Beten, ein Beten in der Zerstreung, im Exil. Ein selbstbezogenes oft auch. (Das der kirchlich Geprägten nicht?) Ja, es ist ein verarmtes und dreckiges Beten geworden, ein entblößtes. Aber könnte es gerade so, in dieser Armut, Gott nicht besonders berühren?

Brich ein Loch in die Wand

*Brich dir vor ihren Augen ein Loch in die Wand und kriech hindurch! Mensch, wie war noch das Wort an den kleinen Prophetenbruder? *Jerusalem wird eine offene Stadt sein. Ich selbst – Spruch des Herrn – werde für Jerusalem ringsum eine Mauer von Feuer sein und zur Herrlichkeit werden in seiner Mitte.*¹¹ Ja, die zukünftige Kirche wird eine offene Stadt sein. Sie wird entlastet und befreit sein davon, so unendlich viel Energie in Verteidigung, Abwehr und Abwertung anderer zu investieren und aus Unfähigkeit zu kritischer Selbstreflexion schöne, doch scheinheilige Fassaden zu errichten. Eine Kirche ohne Anti-Modernismus und ohne Modernismus. Gott selbst wird sie schützen – im Feuer des Heiligen*

Geistes – und Er wird in ihrer Mitte faszinierend schön sein. „Ich weiß“, schreibt Papst Franziskus, „dass keine Motivation ausreichen wird, wenn in den Herzen nicht das Feuer des Heiligen Geistes brennt.“¹² Nicht billig ist dieser zu empfangen, nicht zum halben Preis, nicht per Fernbedienung vom kirchlichen Sofa oder Vorstehersitz her. Mich selbst habe ich freizusetzen, einzusetzen, hineinzugeben, auszusetzen – an Jesus orientiert, sanften Mutes.

Nach Klaus Hemmerle bewährt sich hier christliche Spiritualität. „Der Schritt wahrhaft über uns hinaus führt immer wieder an die Grenze, an die Mauer. Er führt in die befremdliche Unfassbarkeit der Geheimnisse Gottes, er führt in die Unverfügbarkeit und Unbekanntheit des menschlichen Du, er führt zumal an die Grenze der eigenen Kraft und der eigenen Sicht. Es geht nicht! – so müssen wir beinahe immer sagen, wenn es wirklich ernst wird gegenüber Gott, gegenüber dem Nächsten und mit uns selbst. Es geht nicht! Einzig der Schritt Jesu durch die verschlossene Tür findet und bahnt den Weg. Der Geist wird nur dort frei, Gemeinschaft wird nur dort gestiftet, wo wir mit Jesus, dem am Kreuz von Gott und den Menschen Verlassenen, die Mauer durchbrechen und dabei die Grenze als Grenze erfahren. Nur wer verliert, der findet; wer bewahren will, der verliert. An dieser Stelle entscheidet sich, ob ich bloß mich selber suche und deswegen auch bloß mich selber finde ...“¹³

Der französische Jesuit Michel de Certeau, Kulturwissenschaftler und Mystikforscher, dem Papst Franziskus nach eigener Aussage viel verdankt, denkt über diese „Schwachheit zu glauben“ nach: „Die Geste ist die des *Aufbruchs*, und mit ihr kommt man nie an ein Ende. Aufbrechen bedeutet, den sitzenden Zustand zu beenden und sich auf den Weg zu machen, einen Schritt vorwärts zu tun ... den Glauben nicht mit der Stärke der etablierten Institution zu verwechseln ... Die religiöse Wahrheit lässt sich nicht kapitalisieren. Man kann sie nur mit den anderen teilen. Sie teilt selbst aus. Das Unternehmen ist kühn; aber nicht küh-

ner als die diskreten Tollheiten, die sich zu allen Zeiten finden: die Liebe, das Abenteuer der Wissenschaft oder die dichterische Erfindung. Es ist die Tollheit, die sich in vielen Facetten im Alltagsleben bricht ... uns bleibt nur das Gebet, das immer wiederholen darf: ‚Lass nicht zu, dass ich jemals von dir getrennt werde.‘“¹⁴

Also sage ich mir: Komm, brich ein Loch in die mentale oder sentimentale Wand! Renn nicht immer wieder verbissen gegen sie an! Pack an, geh ans Werk – an *deinem* Platz vor dieser Mauer. Da bist du verantwortlich. Genau da brich ein Loch in die Wand kirchlicher Abwehrhaltung gegenüber den anderen und in die Wand kirchlicher Beschönigungen sich selbst gegenüber. Ich *bin* Kirche. Ich *habe* nicht nur eine Mission, „ich *bin* eine Mission auf dieser Erde, und um ihretwegen bin ich auf dieser Welt“. Ich erkenne, dass ich „selber ‚gebrandmarkt‘ bin für diese Mission, Licht zu bringen, zu segnen, zu beleben, aufzurichten, zu heilen, zu befreien. Da zeigt sich, ob ich aus ganzer Seele Krankenschwester, aus ganzer Seele Lehrer, aus ganzer Seele Politiker bin“.¹⁵

Dies geht einfach nicht ohne „die Lunge des Gebets“. „Die Kirche braucht dringend die Lunge des Gebets. Immer ist es notwendig, einen inneren Raum zu pflegen, der dem Engagement und der Tätigkeit einen christlichen Sinn verleiht. Ohne längere Zeiten der Anbetung, der betenden Begegnung mit dem Wort Gottes, des aufrichtigen Gesprächs mit dem Herrn verlieren die Aufgaben leicht ihren Sinn, werden wir vor Müdigkeit und Schwierigkeiten schwächer und erlischt der Eifer.“¹⁶ „Sagen wir also nicht, dass es heute schwieriger ist; es ist anders.“¹⁷ Die größten Schwierigkeiten produzieren wir vermutlich selbst. Wir erzeugen sie durch unser Abwehren und Mauern nach außen, weil wir innerlich nicht mehr für das Reich Gottes, das neue, offene Jerusalem brennen oder glühen. „Dazu ist es notwendig, einen *kontemplativen* Geist wiederzuerlangen, der uns jeden Tag neu entdecken lässt, dass wir Träger eines Gutes sind, das menschlicher macht und hilft, ein neues Leben zu führen.“¹⁸

Dieser „Glaube setzt ein Vertrauen voraus, das des Anderen, der es begründet, nicht sicher sein kann. Wie eine Bezauberung, die ihren Gegenstand nicht besitzt, weil der Andere ein Subjekt ist. Sie sagt: `dass ich nicht getrennt sein möge von dir'... aber sie hat kein Wissen vom Anderen und keinen Zugriff auf ihn.“¹⁹

Ich tat

Ich tat, was mir befohlen wurde. Bei Tag trug ich mein Gepäck hinaus wie ein Mann, der verschleppt wird. Am Abend brach ich mit den Händen ein Loch durch die Wand; in der Dunkelheit kroch ich hindurch. Dann nahm ich vor ihren Augen das Gepäck auf die Schulter. In der Kirche kennen wir solcher Art Handlungen meines Wissens nicht mehr. Als „Aktionskunst“ oder „Performance“ haben sie heute in der Kunst eine Beheimatung gefunden. Nicht selten darauf reduziert, den Status quo bloß zu spiegeln. Doch immerhin, sie leben heute unter Künstlern weiter, die diesen verrückten Mut zu prophetischen Zeichenhandlungen noch aufbringen und sich dafür belächeln lassen.²⁰ Joseph Beuys erweiterte in prophetischer Weise den etablierten Kunstbegriff: „Jeder Mensch ist ein Künstler, potentiell.“²¹ Nicht im Sinne eines Künstlers, der Bilder für eine mehr oder weniger dekorative Raumausstattung entwirft. Jeder Mensch ist ein Künstler in Aktion, wenn er – bewusst oder unbewusst – die in ihm wohnende „Christuskraft“ zum Ausdruck bringt, wenn der Mensch als Künstler selbst in die Aktion einsteigt.²²

Ja, das Wort ist zu tun. *Ich tat, was mir befohlen wurde. Bei Tag trug ich mein Gepäck hinaus.* Mensch, was alles zu tragen ist! Oft Unerträgliches. Tragen, tragen, tragen – aushalten, aushalten, aushalten – Wieviel noch? Wie lange noch? Tragen und aushalten ist entschieden zu wenig. Es macht immer lahmer, immer schwerer, immer stummer. Alles einfach liegen lassen? Ohne wäre der Weg unendlich viel leichter! Doch *dann nahm ich vor ihren Augen das*

Gepäck auf die Schulter. Gepäck will angepackt werden. Es gehört irgendwie mit zu meiner Geschichte. Also nimm es! Beherzt! Frech, fromm und frei! Bloß nicht gequält. Das stinkt zum Himmel und du selbst bald auch! *Trag es hinaus* – raus aus dem Kirchenmief, an die frische Luft! Ins Stürmen und Brausen! Wie das geht, weiß keiner. Aber tu's! Nimm es ran, nimm es an und dann raus damit vor den Herrn der ganzen Geschichte! Anders gibt es kein Weiterkommen. Anders mauerst du dich noch selber zu. Mach dich frei. Jaja, die Last der Kirche liegt nicht allein auf meinen Schultern. Also wirklich raus damit vor den Herrn. Und das bist nicht *du*. Das ist *Er*.

Und dann tu was! Das Wort ist zu tun. Gottes Wort ist keine Doktorarbeit, kein Poetry-Slam und kein Pastoralblatt-Artikel. Sein Wort ist Fleisch, ein bestimmter Mensch, konkretes Leben, Sprechen und Handeln. Jeder kann erkennen, dass heutzutage meist das Wort die Tat ersetzt, das Wort Synode die Synode, das Wort Partizipation die echte Partizipation, das Wort Spiritualität gelebte Spiritualität. Prophetisch ist der Mensch, der lebt, was er glaubt und sagt. Soweit ihm möglich, frei vom herrschenden Zeitgeist, doch mittendrin und Anregungen aufnehmend und sich nicht schadlos haltend.

Er „begibt sich in die Schule des Volkes. Er bemüht sich, Menschen kennen zu lernen, weil er Gott bei ihnen schon gegenwärtig glaubt. Und da sein religiöses Gepäck ihrem Leben noch äußerlich ist, begegnet er ihnen da, wo sie sind, so wie sie sind, in ihrem Land, in dem Gott schon wohnt, ohne dass sie darum wissen. Diese menschliche Wirklichkeit, die sich der Sprache seines Glaubens widersetzt, ist der Ort, an dem er neu lernen muss, Gott zu entziffern – GOTT, in Buchstaben geschrieben, die der Missionar noch nicht kennt, Gott, der eine Sprache spricht, in der christliche Zeichen weder herausgehoben noch erklärt werden. Diese Beobachtung entbindet den Missionar von seinen vorgefassten Ideen: eine neue Weise von Wüste. Seine eigenen Ambitionen sterben in ihm ab, sobald er sich der Realität un-

terwirft. Läuternde Zeiten – der Gang durch die Gegebenheit ist für ihn eine Schule des Respektes. Wo ist er dann, dieser Mensch, den es zu erkennen gilt? Je näher man bei ihm ankommt, umso mehr entgleitet er der Hand, die ihn fassen möchte...²³

Einer etablierten Kirche fehlt diese prophetische, inkarnatorische Kraft – vermutlich, weil sie zu viel redet. *Nur in Umkehr und Ruhe liegt eure Rettung, nur Stille und Vertrauen verleihen euch Kraft*,²⁴ wusste schon ein Kollege des Ezechiel. Der endlose Schwall von Worten und die nicht weniger endlose Flut von Papieren dienen zu nichts, außer zur Selbstbestätigung und Selbstberuhigung – wenn sie nicht in die Dynamik des Christlichen kommen: in die Inkarnation, die Fleisch- und Tatwerdung. Ansonsten regredieren Sitzungen und Verlautbarungen zu Ersatzhandlungen und Täuschungsmanövern. „Die Produktion eines Wortraums kompensiert das Erlöschen einer historischen Wirksamkeit des Glaubens...“²⁵ Gedanken und Worte über den Glauben ersetzen zunehmend die reale Erfahrung des Glaubens und Gottvertrauens. Sobald ich – was durchaus Sinn macht – denke und sage: „ich glaube“, bin ich als Gesamtperson nicht mehr unmittelbar glaubend. Wenn ich mein Atmen, mein Bewegen, mein Glauben bedenke und benenne, bin ich nicht mehr ganz darinnen. Im Bedenken und Benennen distanzieren mich. Durch Denken und Sprechen verlasse ich – meist unbewusst – die unmittelbare Erfahrung, die ich bedenke und benenne. So geschieht es, „dass ich zu sehen glaube – aber *nur Worte sehe*; dass ich zu fühlen glaube, aber *die Gefühle nur denke*. Der Mensch, der alles gedanklich verarbeitet, ist der Entfremdete, der Mensch in der Höhle, der, wie in Platons Allegorie, nur Schatten sieht und sie für die unmittelbare Wirklichkeit hält.“²⁶

Zutreffend sprach man früher vom Schweigen als innerer Sammlung. In besonderer Weise geschieht gerade hier die Zusammenführung, die Zusammenballung der existenziellen Kräfte im Menschen. „Große Kraft in kleiner Kiste“ nannte es ein befreundeter Flüchtling und meinte damit

sehr wohl auch die Zorneskraft nach erfahrenem Unrecht.

Das Wort, das Fleisch wird, wird Schweigen. Es inkarniert sich ins Schweigen der Praxis. „Ohne dieses Schweigen ist die Theologie nicht mehr die Sprache eines Glaubens, der sich als ein begrenztes, fragmentarisches Handeln dem Risiko des Irrtums und des Scheiterns aussetzt. Es geht darum, von einer Praxis zu sprechen, ohne *das große Schweigen*, das ihre Widerständigkeit ausmacht, zu eliminieren.“²⁷ Nach Michel de Certeau bricht dieses „große Schweigen in der Praktik“ die „institutionellen oder theologischen Verschließungen“ „unaufhörlich“ „kontemplativ, prophetisch, missionarisch, sozial und politisch“ auf.²⁸ Das vorläufige Schweigen des Wortflusses wird zum Bruch durch die unsichtbare Wortwand. Schweigendes, gesammeltes Beten und Glauben unterbricht uns selbst und die allgegenwärtige Allmacht unserer inneren und äußeren Verhältnisse. Das aktive Schweigen und die schweigende Tat sind die Herausforderung an die Theologie, sich nicht vorrangig auf die eigene Absicherung in Worten zu verlassen. Das Leben in der Wahrheit ist ein Tun: Ich tat diese Tat! Und insofern diese Tat (bewusst oder unbewusst) gottverbunden geschah, ist „das Wort Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“.²⁹ Ich tat, was zuvor nur geredet und gehört wurde. Ich brach ein Loch durch die Wand – in Neuland hinein.

Christliche Wahrheit ist nie abstrakt. Die besten Lehrsätze fassen sie nicht, sind nur Geländer. Wahrheit lässt sich nicht kapitalisieren, weder mental noch sentimental. Christus sagt von sich: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Echte Wahrheit ist lebendig, bewegt und bewegend. Wie sagte Jesus noch? – „Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht ...“ (Joh 3,21).

Anmerkungen:

- 1 Medard Kehl, *Mit der Kirche fühlen. Ignatianische Impulse* Bd. 44. Würzburg 2010, 54.

- 2 Ich und Du sind im Folgenden Gesichter des großen Wir. Gott will uns „als Volk und nicht als isolierte Wesen zusammenrufen“ (Papst Franziskus EG 113). Ez 12,1-16.
- 3 Papst Franziskus, Mit Frieden gewinnt man alles. Im Gespräch mit Dominique Wolton über Politik und Gesellschaft. Freiburg 2019, 105.
- 4 Ebd. 149.
- 5 Lk 24,1-12.
- 6 Papst Franziskus, Rede auf dem Vorkonklave 2013, in: ders., „Und jetzt gehen wir diesen Weg“. Freiburg 2013, 124.
- 7 Ebd. 122f.
- 8 Auch Konfessionslose beten. Dazu: Peter Zimmerling, „Eine neue Sprache – befreiend und erlösend“ (Dietrich Bonhoeffer). Geistliche Sprachfähigkeit in säkularer Umgebung, in: Thomas Arnold/Michael Meyer (Hrsg.), Seht, da ist der Mensch. Und Gott? Herausforderungen missionarischer Spiritualität. Ostfildern 2019, 40f.
- 9 Reinhard Körner, Kirchisch für normale Menschen. Leipzig 2007.
- 10 Sach 2,8f
- 11 Papst Franziskus, Evangelii gaudium 261.
- 12 Klaus Hemmerle, Spiritualität und Gemeinschaft, in: Ausgewählte Schriften Bd. 4. Freiburg 1996, 181.
- 13 Michel de Certeau, GlaubensSchwachheit. Stuttgart 2009, 30f.
- 14 Papst Franziskus, Evangelii gaudium 273.
- 15 Ebd. 262.
- 16 Ebd. 263.
- 17 Ebd. 264.
- 18 Michel de Certeau, zit. nach: Hadwig Müller, Croire bei Michel de Certeau – oder die „Schwachheit zu glauben“, in: Christian Bauer, Marco A. Sorace (Hg.), Gott, anderswo? Ostfildern 2019, 111.
- 19 Dazu Marina Abramovic, Durch Mauern gehen. München 2016, 471f: „Durch Wände gehen, konnte ich nicht allein ... zu der Erkenntnis inspirieren lassen, dass man jedes Hindernis überwinden kann, wenn man nur will und wenn man alles mit Hingabe tut.“
- 20 Joseph Beuys in: Friedhelm Mennekes, Beuys zu Christus. Eine Position im Gespräch. Stuttgart 1989, 48.
- 21 Ebd. 84.
- 22 Michel de Certeau, Der Fremde oder Einheit in Verschiedenheit. Stuttgart 2018, 97f.
- 23 Jes 30,15.
- 24 Michel de Certeau, GlaubensSchwachheit, 222.
- 25 Erich Fromm, in: Ders., Daisetz Teitaro Suzuki, Richard de Martino, Zen-Buddhismus und Psychoanalyse. Berlin 2018, 140.
- 26 Hadwig Müller, Croire, 124.
- 27 Michel de Certeau, GlaubensSchwachheit, 183.
- 28 Joh 1,14.

Martin Patzek

Geliebtes Amazonien

Eine Versammlung und das Franziskus-Echo

„2017–2020 geht es in der südamerikanischen (Welt-)Kirche um Amazonien. Papst Franziskus hatte eine Amazonien-Synode 2017 in Rom angekündigt und die Vorbereitung mit einem Besuch im peruanischen Puerto Maldonado am 19. Januar 2018 angestoßen. Zu seiner Nähe gehörte die Verbundenheit mit den Menschen am Rande, die Ureinwohner. Es sind jene „Indigenen“, die in einer Reihe der neun Amazonas-Anrainerstaaten unter Druck stehen und leiden. Im Juli 2018 veröffentlichte das vatikanische Synodensekretariat ein Vorbereitungsdokument mit einem Fragenkatalog. Auf Grundlage der Rückmeldungen, unter anderem aus rund 260 lokalen und regionalen Vorbereitungstreffen, erstellte das Sekretariat ein Arbeitspapier (Instrumentum laboris). Papst Franziskus lud die Amazoniensynode vom 06.-27. Oktober 2019 in den Vatikan ein. Ähnliche Sonderversammlungen fanden 2010 für den Nahen Osten oder 2009 für Afrika statt. Amazonasbischofe aus Bolivien, Brasilien, Ecuador, Peru, Kolumbien, Venezuela, Französisch-Guayana, Guayana und Suriname nahmen teil sowie die Spitzen von sieben Bischofskonferenzen, Vertreter der römischen Kurie und die Leitung des Panamazonien-Netzwerks REPAM (Red Eclesial PanAmazonica) sowie die Mitglieder des Vorbereitungsgremiums. Hinzu kamen 15 Ordensdelegierte und mehrere vom Papst direkt persönlich ernannte Teilnehmer. Zudem waren Experten und sogenannte „Auditores“ (Hörer), aber auch Beobachter verschiedener Glaubensgemeinschaften und Institutionen dabei. Zusätzlich haben indigene Ureinwohner ihre Interessen bei der Synode vertreten. Insgesamt nahmen 283 Bischöfe, Sachverständige, Sondergesandte und Beobachter an der Amazonassynode

teil, darunter 185 stimmberechtigte Synodenmitglieder. Von den 113 Synodalen aus den betreffenden Kirchenbezirken in neun Ländern stammten allein 57 aus Brasilien. 17 Teilnehmer waren Indigene. Die Zahl der Frauen betrug 35, davon 20 Ordensfrauen. Papst Franziskus hat persönlich 33 weitere Mitglieder vor allem aus Weltregionen mit ähnlichen Problemlagen berufen, etwa dem Kongobecken. Mitglied der Synode aus der Deutschen Bischofskonferenz war Reinhard Kardinal Marx (München und Freising). Als Experten („inviati speciali“) wurden Pater Michael Heinz (Hauptgeschäftsführer der Bischöflichen Aktion Adveniat), Msgr. Pirmin Spiegel (Hauptgeschäftsführer Misereor) und Prof. Dr. Hans-Joachim Schellnhuber (Gründungsdirektor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung) berufen.

Das Thema „Amazonien – neue Wege für die Kirche und eine ganzheitliche Ökologie“ umfasste Plenardebatten, an denen auch der Papst teilnahm, und Kleingruppenarbeit. Eine wichtige Rolle als Moderator spielte der sogenannte Generalrelator, der brasilianische Claudio Kardinal Hummes.

Präsentation versus Approbation?

Adveniat (Michael Heinz) und Misereor (Pirmin Spiegel) fassen in einem Vorwort zum Schlussdokument „Am Ende steht ein Anfang“ am 12. Dezember 2019, dem Gedenktag Marias, der Jungfrau von Guadalupe und der Schutzheiligen Lateinamerikas, zusammen: „Das hier vorliegende Schlussdokument, das auf der Synode in wenigen Tagen entstanden ist, wurde von den Synodalen in allen Absätzen jeweils mit einer komfortablen Zweidrittelmehrheit angenommen. Es sind die Empfehlungen der Synode an Papst Franziskus. Dieser wird darauf in einem eigenen Schreiben antworten und seine Entscheidungen mitteilen. Sein Apostolisches Schreiben ist Richtschnur für die Umsetzung der Synodenergebnisse.“ Die Synode schlägt eine umfassende Umkehr in vier Dimensionen vor: pastoral (Kapitel II), kulturell (III), ökologisch (IV) und synodal (V). Am 02. Fe-

bruar 2020, dem Fest der Darstellung des Herrn, veröffentlicht der Papst sein Apostolisches Schreiben „Querida Amazonia“ = „Das geliebte Amazonien“ an das Volk Gottes und an alle Menschen guten Willens. Er stellt den Zusammenhang mit dem Schlussdokument der Synode her. Bewusst möchte er nicht alle Fragen entfalten und das Ergebnis weder ersetzen noch wiederholen! Er schreibt von Reflexion, konkreter Gestalt, verweist auf frühere Dokumente, besonders die Enzyklika „Laudato si“ (2015). Trotz seiner „offiziellen Vorstellung“ zitiert er das Schlussdokument nicht, sondern lädt ein, es ganz zu lesen. Die ganze Kirche soll sich bereichern und anregen lassen, und „die gottgeweihten Männer und Frauen und die gläubigen Laien“ sollen das Ganze umsetzen. Aus diesen Worten ergeben sich verschiedene Folgerungen besonders aus den sozial-ökologischen Fragen als Kernbestandteil unseres Glaubens, aus den Leistungen von Frauen weltweit in der Kirche und aus der Aufrechterhaltung der pastoralen Präsenz in Gemeinden. Bischof Erwin Kräutler aus Deutschland, emeritierter Bischof von Xingu im brasilianischen Amazonasgebiet, würdigt einerseits die sozialen, ökologischen und kulturellen Visionen, die Franziskus entwickelt als „exzellent“, sieht aber in der kirchlichen Vision des Papstes einen Bruch.

Neue Wege und Visionen

Den vier Themen als „Neue Wege der Umkehr“ (Synode) und vier Visionen (Franziskus) geht eine Gebrauchsanweisung voraus. Sie beschreibt sozusagen „Land und Leute“ als Zielgruppen. Adveniat und Misereor bezeichnen sie als Umkehr zum lebendigen Evangelium: Jesus Christus, mit dem Blick auf die Realität Amazoniens, in seinem Überfluss und mit ihren menschengemachten Bedrohungen. Beate Schneidewind und Corinna Würzberger (Misereor) beschreiben Amazonien als „Lebensraum aus dem Gleichgewicht“. „Das Amazonasregenwaldgebiet gilt als besonders reich: reich an Kulturen, Pflanzen- und Tierarten,

Wäldern, Flüssen, Rohstoffen, unberührten Räumen. Deswegen ist es auch konfliktreich: Verschiedene Interessen und Vorstellungen von Entwicklung treffen aufeinander. Die Ursprungsvölker, wie sie sich selber nennen, die seit Jahrtausenden in Harmonie mit dem Regenwald leben, und das Ökosystem fallen heute den Interessen von Wirtschaft, Politik und Konsumenten zum Opfer. Wie wird es möglich, den Regenwald als natürlichen Lebensraum von Pflanzen, Tieren und Menschen und als essentiellen Baustein des globalen Klimas zu erhalten? Welche Ansätze gibt es, damit die ‚Lunge der Erde‘ wieder atmen kann?“ Papst Franziskus nennt sie seine Träume von einem Amazonien,

- das für die Rechte der Ärmsten kämpft;
- das seinen charakteristischen kulturellen Reichtum bewahrt;
- das die überwältigende Schönheit der Natur eifersüchtig hütet
- und in ihren christlichen Gemeinschaften der Kirche neue Gesichter mit amazonischen Zügen schenkt (QA 7).

Eine soziale Vision

Ökologischer und sozialer Ansatz gehören zusammen. Der Papst zitiert seine Enzyklika „Laudato si“ und das Instrumentum laboris: „Ein Naturschutz, der sich zwar um das Biom sorgt, aber die Völker Amazoniens außer Acht lässt, ist nicht sehr hilfreich (QA 8). Mehr als zwanzigmal wird „Laudato si“ zitiert; das Papstschreiben sozusagen als „Tochter der Umweltenzyklika“. Das Wort Biom taucht für mich zum ersten Mal auf und meint die Lebensgemeinschaft im Ökosystem. Ausdrücklich lenkt der Papst über die aquatischen Biome hinaus den Blick auf die Völker Amazoniens. Der Rückblick auf kolonialisatorische Interessen Versklavung, Unterdrückung und Elend, auch als jüngste Migrationsbewegungen der Indigenen zu den Peripherien der Städte, endet mit der Klage über Umweltzerstörung und die Bedrohung der Menschenwürde. So sind

die Stichworte des Papstes: Ungerechtigkeit und Verbrechen (QA 9-14), sich empören und um Vergebung bitten (15-19), Gemeinschaftssinn (20-25) und sozialer Dialog (26-27). Wirtschafts-, Sozial-, Entwicklungs- und Umweltpolitik gehören zusammen.

Eine kulturelle Vision

„Erziehen, ohne zu entwurzeln; wachsen lassen, ohne die Identität zu schwächen; fördern, ohne zu vereinnahmen.“ So beschreibt Franziskus die Ziele der Bildungsarbeit (QA 28). Das Polyeder Amazoniens sieht mehr als einhundertzehn indigene Völker in freiwilliger Isolation (QA 29). Die Kolonialisierung verdrängte die vorhandene Bevölkerung von den Ufern der Flüsse und Seen in die Tiefe der Wälder. Die fortschreitende Verödung vertrieb die Menschen in die Peripherien oder die Gehwege der Städte unter Verlust der kulturellen Wurzeln und der stützenden Werte. Die kulturelle Identität zitiert der Papst lyrisch: „... sei Kanu, Boot, Floß, Füße, Tonne, Schutzhütte und Mensch. (Javier Yglesias)“ (QA 31). Verwiesen wird auf die Schattenseiten westlichen Lebensstils. Dazu gehören für ihn unser Konsumverhalten, der Individualismus, Diskriminierung und Ungleichheit. Wichtig ist der Vorschlag der Synode, ein Netz von bilingualen Schulen zu schaffen. Die Grundlage dazu bilden vorhandene Erfahrungen in interkultureller und bilingualer Bildung unter Beteiligung der katholischen Universitäten (SD 63).

Eine ökologische Vision

Franziskus beruft sich auf Benedikt XVI.: „Neben der Ökologie der Natur gibt es also auch eine – wie man es ausdrücken könnte – Humanökologie, die ihrerseits eine Sozialökologie erfordert. Und das bedeutet, dass sich die Menschheit die bestehenden Verbindungen zwischen der Naturökologie – also der Rücksicht auf die Natur – und der auf den Menschen bezogenen Ökologie

immer vor Augen halten muss" (QA 41). Zu den Überschriften „Ein Traum aus Wasser“; „Der Schrei Amazoniens“; „Die Prophetie der Kontemplation“; „Erziehung und ökologische Haltungen“ kommt ein wegweisendes Zitat aus „Laudato si’“: Denn „während das Herz des Menschen immer leerer wird, braucht er immer nötiger Dinge, die er kaufen, besitzen und konsumieren kann ... Deshalb denken wir auch an Katastrophen, die aus sozialen Krisen hervorgehen, denn die Versessenheit auf einen konsumorientierten Lebensstil kann – wenn ihn nur einige wenige pflegen können – nur Gewalt und gegenseitige Zerstörung auslösen“ (QA 59). Wichtig aus dem Schlussdokument der Synode ist der Umkehrruf gegen jegliche Tendenz zu kolonialistischen Mustern (SD 81), die in der Vergangenheit Schaden angerichtet haben. Dazu gehören auch der Neokolonialismus von Monokultur und Transportwesen und die Vorstellung von ausschließlich konsumorientiertem Wohlstand. Vorstellbar ist ein Welt-Fonds, um die ökologischen Schulden der Länder gegenüber Amazonien zu tilgen. Bemerkenswert ist das geplante Netz: CELAM = Lateinamerikanischer Bischofsrat; CLAR = Zusammenschluss der Ordensleute Lateinamerikas und der Karibik; Caritas (internationalis); REPAM = Panamazonisches Kirchennetzwerk; die nationalen Bischofskonferenzen; die Ortskirchen; die katholischen Universitäten; CIDH = die Interamerikanische Menschenrechtskommission; andere nicht kirchliche Akteure auf dem Kontinent und Vertreterinnen und Vertreter der indigenen Völker. Gewünscht wird eine Mitarbeit im vatikanischen Dikasterium: „Für den Dienst zugunsten der ganzheitlichen Entwicklung des Menschen“ (SD 85).

„Neue Wege synodaler Umkehr“ (SD 86-91)

... schlägt das fünfte Kapitel vor. Das letzte Drittel des Schlussdokuments der Synode erklärt die missionarische Synodalität so, dass die Mitglieder des Volkes Gottes ge-

meinsam unterwegs sind zu Weg, Wahrheit und Leben Jesus Christi. Auch dass es höchste Zeit wird, „sich auf diesen Weg zu begeben, Verantwortlichkeiten vorzuschlagen und zu übernehmen, um Klerikalismus und willkürliche Anweisungen zu beenden“ (SD 88). Wichtig ist den Synodalen die „Phase des Handelns“, in der schließlich „die getroffenen Entscheidungen angeregt vom Heiligen Geist den kleinen Gemeinschaften, den Pfarreien, den Diözesen, Vikariaten und den ‚Prälaturen‘ den Weg weisen“ (SD 90). Von dezentraler Organisation ist die Rede, „respektvoll und aufmerksam hinsichtlich lokaler Prozesse, ohne die Verbundenheit mit den anderen Schwesterkirchen und mit der Weltkirche zu schwächen.“

„Neue Strukturen für die Dienstämter der Kirche“ (SD 93-111)

Die Räume für die Beteiligung der Laien an Leben und Sendung der Kirche sind in Beratungs- und Entscheidungsprozessen auszubauen und zu erweitern (SD 93-94). Mit rotierendem Amt soll ein Gemeindemitglied mit der Verantwortung für die Pastoral der Gemeinde beauftragt werden. (SD 96.) Für Ordensberufungen aus den indigenen Völkern soll geworben werden (SD 97). „Angesichts der Realität, unter der Frauen als Opfer körperlicher, moralischer und religiöser Gewalt leiden bis hin zum Frauenmord, setzt sich die Kirche für die Verteidigung ihrer Rechte ein und schätzt sie als Protagonistinnen und Hüterinnen der Schöpfung und des „Gemeinsamen Hauses“. „Leitung einer Gemeinde“ und weiter zu entwickelnde „Dienstämter des Lektorats und Akolytats“ können den ständigen Diakonat der Frauen ergeben. Optimistisch gesehen eröffnen diese Sakramentalien für alle den Diakonat. Dazu braucht es Erfahrungen und Reflexionen im Austausch mit der „Studienkommission zum Diakonat der Frau“ von Papst Franziskus (2016). Zum bestehenden Ständigen Diakonat lese ich: „Heutzutage muss der Diakonat auch die ganzheitliche Ökologie, die Entwicklung des Menschen, die Sozialpastoral voranbringen

als ein Dienst an Menschen, die sich in verwundbaren Situationen und in Armut befinden und so jenem Christus ähnlich werden, der gekommen ist, zu dienen.“ Noch konkreter: „Das heißt, barmherzige, samaritanische, solidarische und diakonische Kirche zu sein“ (SD 105). Hinzu kommen ganzheitliche Ökologie, ökologische Theologie und ökologische Spiritualität. Für mich ist das einerseits ein geschärftes Profil des Diakons. Die Unterscheidung des priesterlichen und diakonalen Dienstes im Unterschied zum möglichen Leitungsdienst aller und der Spendung der Sakramente überhaupt fehlt leider andererseits! Eine Beschränkung des priesterlichen Dienstes auf die drei Sakramente der Eucharistie, der Versöhnung und der Salbung, trifft nicht den dreifachen Dienst der Verkündigung, der Sakramente und der Diakonie!

Eucharistie – Quelle und Höhepunkt synodaler Gemeinschaft

Ich höre vom Schrei lebendiger Gemeinden nach der Feier der Eucharistie und von den enormen Schwierigkeiten, Zugang zur Eucharistie zu erlangen. „Manchmal vergehen nicht nur Monate, sondern sogar Jahre, bevor ein Priester wieder in die Gemeinde kommt, um Eucharistie zu feiern, das Sakrament der Versöhnung oder der Krankensalbung zu spenden“ (SD 110f.). Ausführlich bezieht sich das Dokument auf den priesterlichen Zölibat, um dann den Vorschlag zu machen, Kriterien zu entwickeln, „nach denen geeignete und in der Gemeinde anerkannte Männer zu Priestern geweiht werden können. Diese sollten das Amt des Ständigen Diakons wirksam wahrgenommen und eine angemessene Ausbildung zum Priesteramt erhalten haben, aber auch mit ihrer legitimen, stabilen Familie zusammenleben“ (SD 111). Etwas versteckt steht der Satz: „Einige haben in diesem Zusammenhang auch dafür plädiert, das Thema auf weltkirchlicher Ebene zu behandeln“ (ebd.). Abgesehen von der Vermischung Diakon/Priester und dem „Verschleiß“ unserer Diakone als Kapläne, wurde dieser Artikel des Schlussdokumentes auch zur Hoffnung vieler bei uns!

Neue Wege für die Synodalität der Kirche

„Die meisten Diözesen, Prälaturen und Vikariate in Amazonien sind flächenmäßig von riesigen Ausmaßen, haben nur wenige geweihte Amtsträger, verfügen nur über geringe finanzielle Mittel und haben es deshalb schwer, ihrer Sendung gerecht zu werden“ (SD 112). Verbindung synodaler Räume und Schaffung von Solidaritätsnetzwerken überwinden geografische Grenzen und schaffen interdiözesane Verbindungen. Eine erlebbare, solidarische und samaritanische Kirche ist das Ziel eines Amazonien-Fonds zur Unterstützung der Evangelisierung (SD 112). Als Probleme werden benannt: Ausbeutung von Menschen und Territorien, Drogenhandel, Korruption, Menschenhandel und Migration. Universitäten und neue synodale Strukturen sind Wünsche der Synode. Gemeint ist eine katholische Universität Amazoniens. Alle katholischen Universitäten Lateinamerikas werden um Mitwirkung und Begleitung gebeten. Gewünscht wird ein nachsynodales Organ, „das die Synodalität zwischen den Kirchen der Region voranbringt, dabei behilflich ist, das amazonische Antlitz dieser Kirche zu konturieren, und die Aufgabe weiterverfolgt, neue Wege für den Evangelisierungsauftrag zu entdecken“ (SD 115). Dazu gehört eine Liturgie für die ursprünglichen Völker, „die Weitsicht und Traditionen, die Symbole und ursprünglichen Riten mit ihren transzendenten, gemeinschaftlichen und ökologischen Dimensionen wertzuschätzen“ (SD 116). Die Inkulturation des Glaubens soll in den Formen und Sprachen geschehen, in denen die amazonischen Völker selbst leben und feiern einschließlich Musik und Gesang (SD 118).

Eine kirchliche Vision

Das kritisierte aber auch gelobte Vierte Kapitel des apostolischen Schreibens „Eine kirchliche Vision“ sollte ja „ein grober Rahmen für die Reflexion“ als offizielle Vorstellung mit den Folgerungen der Synode durch

den Papst sein (QA 1f.) Insofern gelingt ein gedachter Vergleich beider Dokumente nicht. Das „geliebte Amazonien“ ist nicht denkbar, ohne die Wege der Inkulturation wirklich zu gehen. Cultus (lat.) bedeutet Pflege und Kultur, Wartung und Bildung, aber auch die Lebensweise. Deshalb sieht Franziskus die Wege der Inkulturation in der Liturgie, bei den Diensten und Ämtern, in der Kraft und der Gabe von Frauen und im ökumenischen und interreligiösen Zusammenleben. Das umfasst die Hälfte aller Abschnitte seines Schreibens (61-110)! Er zitiert seine Überzeugung aus Evangelii Gaudium 115, „dass die Gnade die Kultur voraussetzt und dass die Gabe Gottes in der Kultur dessen, der sie empfängt, Gestalt annimmt.“ Ein Glaube, der nicht zur Kultur wird, ist ein Glaube, der nicht vollständig angenommen, nicht vollständig durchdacht und nicht treu gelebt wird (Johannes Paul II.).

Amazonische Prägung

Aus gegebenem Anlass zitiert der Papst Evangelii Gaudium 123.: „Wir sollten nicht vorschnell einige religiöse Ausdrucksformen, die sich spontan aus dem Leben der Völker ergeben, als Aberglaube oder Heidentum bezeichnen. Vielmehr gilt es, den Weizen zu erkennen, der inmitten des Unkrauts wächst, denn ‚in der Volksfrömmigkeit kann man die Art und Weise wahrnehmen, wie der empfangene Glaube in einer Kultur Gestalt angenommen hat und ständig weitergegeben wird.‘“ So hatte ein österreichischer Lebensschützer eine Holzfigur, die eine schwangere Frau darstellt, aus der Kirche Santa Maria in Transpontina am Vatikan während der Synode gestohlen und in den Tiber geworfen. Für Indigene symbolisiert die Statue Leben und Fruchtbarkeit, für Traditionalisten handelt es sich um einen heidnischen Kult. Seit Beginn der Amazonas-Synode erregt die Statue konservative Gemüter - so wie die Tatsache, dass der Papst an einer Zeremonie teilgenommen hat, in der die Figur im Mittelpunkt stand. „Das erlaubt uns, in der Liturgie viele Elemente der intensiven Natu-

rerfahrung der Indigenen aufzugreifen und eigene Ausdrucksformen in den Liedern, Tänzen, Riten, Gesten und Symbolen anzuregen“ (QA 82). Das apostolische Schreiben spitzt zu auf die Häufigkeit der Eucharistie und der Sakramentspendung, auf den Sinn des Sonntags und das Fehlen der Amtsträger. Mein Interesse wird geweckt, wenn der Papst davon schreibt, Sakramente niemals aus finanziellen Gründen verweigern zu dürfen. Es sei angesichts der Armen und Vergessenen kein Platz „für eine Disziplin, die ausschließt und entfernt, weil sie auf diese Weise von einer Kirche, die zu einer Zollstation geworden ist, letztlich verworfen werden“ (QA 84). Erlauben sie mir den Hinweis auf Gebührenordnungen (weiterer) Kirchen bei uns. Noch mehr missfallen mir die Kosten (sozialer) Beerdigungen, unter denen Angehörige aber auch unsere caritativen Dienste und Einrichtungen leiden.

Dienste und Ämter

Struktur und Leben kirchlicher Dienste und Ämter sollen einer größeren Häufigkeit der sonntäglichen Eucharistie dienen. Theologisch wird ausführlich begründet, dass dies dem Priester in besonderer Weise zukommt. Sowohl der Konzilsbeschluss über Dienst und Leben der Priester, als auch Thomas von Aquin und der hl. Johannes Paul II. werden zu Zeugen aufgerufen. Mitte der exklusiven priesterlichen Identität sind die Sakramente der Eucharistie und der Versöhnung. „Die Laien können das Wort verkünden, unterrichten, ihre Gemeinschaften organisieren, einige Sakramente feiern, verschiedene Ausdrucksformen für die Volksfrömmigkeit entwickeln und die vielfältigen Gaben, die der Geist über sie ausgießt, entfalten“ (QA 88). Eine für mich gewöhnungsbedürftige Verengung des priesterlichen Dienstes auf zwei bis drei Sakramente schweigt hier vom dreigeteilten Dienst der Verkündigung, der Sakramente und der Diakonie! Da hilft der Hinweis auf die zu wenigen Ständigen Diakone, die Ordensfrauen und die leitenden

Laien nur bedingt weiter. Hilfsweise auf Wandermissionare mit Unterstützung durch Ordensleute zu verweisen, ist nicht neu. Hinweise auf „viri probati“ geschweige denn „mulieres probatae“ fehlen.

Die Kraft und die Gabe von Frauen

Starke und engagierte Frauen „berufen und angetrieben vom Heiligen Geist“ haben jahrzehntelang getauft, Katechesen gehalten, den Menschen das Beten beigebracht und missionarisch gewirkt. Sie haben also bereits ihren Ort in Amazonien, meint der Papst. Dazu müssen sie nicht zu den heiligen Weihen zugelassen werden. Dies „würde uns auf eine Klerikalisierung der Frauen hinlenken und den großen Wert dessen, was sie schon gegeben haben, schmälern als auch auf subtile Weise zu einer Verarmung ihres unverzichtbaren Beitrags führen“ (QA 100). Genau hier ist der Zenit der Kritik, obwohl oder gerade weil von spezifisch weiblichen Diensten und Charismen gesprochen wird. „Das bedeutet auch, dass Frauen einen echten und effektiven Einfluss in der Organisation, bei den wichtigsten Entscheidungen und bei der Leitung von Gemeinschaften haben, ohne dabei jedoch ihren eigenen weiblichen Stil aufzugeben“ (QA 103). Die Rede des Papstes vom „weiblichen Stil“ berührt mich und lässt meine Begegnungen mit Frauen als Seelsorgerinnen Revue passieren. Es geht um die Chance, die Rolle von Frauen wirklich anzuerkennen. Ob das durch Schaffung von Ämtern, ohne Frauen eine Weihe zu geben, gelingt? Nicht nur der emeritierte Bischof von Xingu, Erwin Kräutler, verneint dies. Mir fallen allerdings Frauen im pastoralen Dienst mit bischöflicher Beauftragung ein und auf, die ehrenamtlich, freiwillig oder beruflich von der Wiege bis zur Bahre ihren Dienst versehen, in der Segnung von (neugeborenen) Kindern in ihrer Lebenswelt, in der Vorbereitung und Durchführung der Erstkommunion und der Firmung, bei der Eheschließung und beim Begräbnis. Der „weibliche Stil“ ist selbst bei uns (alten) Priestern im ökumenischen Mit-

einander nicht unbekannt. Das männliche Sakrament der Priesterweihe bleibt überlegenswert. Der Schweizer Soziologe und Bevölkerungsforscher Franz-Xaver Kaufmann aus Bielefeld (*1932) sieht eine neue Verwendung des Klerikalismus-Begriffes durch Papst Franziskus als „eine kritikwürdige, im Klerus verbreitete Haltung oder Einstellung gegenüber den Laien innerhalb der Kirche, nicht im Verhältnis von Kirche und anderen gesellschaftlichen Gestaltungsbereichen.“ Gemeint ist also ein Hochmut unter Klerikern, der durch den Missbrauch der ihnen von der Kirche verliehenen Vollmacht zum Vorschein kommt.

Horizonte jenseits der Konflikte erweitern

Ausdrücklich verweist der Papst auf eine neue Synthese zwischen den verschiedenen pastoralen Thesen und Antithesen und sagt: Die wahre Antwort auf die Herausforderungen der Evangelisierung besteht darin, beide Lösungsansätze zu überwinden und andere, vielleicht ungeahnte, bessere Wege zu finden (QA104). Begrenzte Perspektiven, pragmatische Lösungen, Stehenbleiben bei Teilaspekten der großen Herausforderungen suchen nach breiter angelegten und kühneren Wegen der Inkulturation. Dazu gehört auch das ökumenische und interreligiöse Zusammenleben. Von einem plurireligiösen Amazonien wird gesprochen. Gesucht werden Möglichkeiten zum Gespräch und zum gemeinsamen Einsatz für das Gemeinwohl und die Förderung der Ärmsten. „Uns verbindet das neue Gebot, das Jesus uns hinterlassen hat, die Suche nach einer Zivilisation der Liebe, die Leidenschaft für das Reich, das mit ihm zu errichten der Herr uns ruft. Uns eint der Kampf für Frieden und Gerechtigkeit“ (QA109).

Eindrücke

Es geht zum einen um die neuen Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Öko-

logie des Schlussdokuments der Synode, zum anderen um den Blick auf das nachsynodale Apostolische Schreiben „Querida Amazonia“ von Papst Franziskus. Zumindest muss das priesterliche Wirken der Frau neu definiert werden. Werbung für Priester und Diakone bei Einheimischen kommt hinzu. Leitung auf verschiedenen Ebenen braucht weniger Priester und (noch) mehr Laien. Herausragend ein Leserbrief von Kardinal Walter Kasper, 2001 - 2010 Kurienkardinal des Rates zur Förderung der Einheit der Christen. „O, du liebes Amazonien!“ lautet seine Überschrift. Er kommentiert drei Kommentare der F.A.Z. vom 13.02.20. „Liberaler Redaktion, Pluralismus, von der Kirche wenig verstanden“ sind seine Stichworte. Er sieht die amazonischen Christen enteignet, weil wir die Synode zu einem Vorlauf für die eigene Synode in Deutschland gemacht haben. Dass der Katholische Deutsche Frauenbund die Diakonenweihe für Frauen als „Durchlauferhitze“ für das Priester- und Bischofsamt für Frauen erklärte, scheint Kasper kontraproduktiv für römische Entscheidungsträger. Für ihn geht es deshalb nicht nur um Konsens, sondern auch um Kontrast im Apostolischen Schreiben. Dabei gibt es ökumenisch offene Fragen im Amtsverständnis, allerdings gegen jeden avantgardistischen Nimbus. O-Ton Kasper: „Die ‚liebe Amazonia‘ ist charmant und macht deutlich, dass es in Zukunft weit mehr als bisher Leitungsgremien unterschiedlichster Art für Frauen geben wird und auch geben muss ... Ja, der Papst ist ein Reformator, aber kein liberaler, sondern ein radikaler; er ist im ursprünglichen Sinn des Wortes ein radikaler evangelischer Papst ... Den Widerstreit zwischen der Radikalität des Evangeliums und mondäner Angepasstheit lässt sich nicht zu ermäßigten Preisen lösen ...“ Ein Fidei Donum-Missionar unseres Bistums Essen, Dr. Heinrich Hegemann, der am interdiözesanen Priesterseminar in Teresina im Nordosten von Brasilien lehrt, ist von den ‚reichen, richtungsweisenden Aussagen der Synode und des Papstschreibens überrascht. Auch für ihn ist die Inkulturation der amazonischen Spiritualität

das Wichtigste. Für seine Mission ist wichtig, „dass es einen Aussender (Jesus Christus), einen Ausgesandten (jeder getaufte Christi), einen Empfänger (alle Menschen guten Willens) und eine Botschaft (der Erlösung der Menschheit) gibt.“ Er sieht die Protagonisten (Ausgesandte, die leben, was sie verkünden) dieser Glaubensweitergabe (Botschaft) als ständige Diakone (deren Ausbildung intensiviert werden soll), Priester (die sich inkulturieren, d.h. die Kosmivision der Empfänger in die frohe Botschaft integrieren sollen) und Laien, Männer und Frauen. Er unterstützt die Bitte des Papstes um Missionare für Amazonien, die sich an der Enzyklika „Fidei Donum“ von Pius XII. von 1957 orientiert. Aus der Missionskirche Lateinamerikas sollen Missionare in Amazonien werden.

Quellen- und Abkürzungsverzeichnis

- SD: Bischofssynode – Sonderversammlung für Amazonien, Neue Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Ökologie, Schluss-Dokument vom 25. Oktober 2019, Übersetzung aus dem Spanischen durch das Bischöfliche Hilfswerk MISEREOR und die Bischöfliche Aktion ADVENIAT. Hier sind auch folgende Dokumente zur Amazoniensynode in deutscher Übersetzung erhältlich: Konsultationsdokument 2018; Instrumentum laboris 2019; Katakombenpakt 2019.
- QA: Deutsche Bischofskonferenz, Nachsynodales Schreiben Querida Amazonia von Papst Franziskus an das Volk Gottes und an alle Menschen guten Willens. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 222.
- FrPM: Franziskus Puerto Maldonado, Papst Franziskus, Ansprache in Puerto Maldonado (Perú), Begegnung mit den Völkern Amazoniens (19. Januar 2018), vatican.va.
- Instrumentum laboris. Dt. Übersetzung des Arbeitsdokuments zur Vorbereitung auf die Bischofssynode –

Sonderversammlung für Amazonien „Neue Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Ökologie“.

- REPAM: Red Eclesial Panamazonika – Panamazonisches Kirchennetzwerk.
- LS: „Laudato si“ Enzyklika von Papst Franziskus über die Sorge für das gemeinsame Haus vom 24. Mai 2015 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 202).
- MISEREOR Amazonien: Ein Lebensraum aus dem Gleichgewicht, Misereor-Partnerprojekte, Redaktion Beate Schneidewind (verantwortlich), Corinna Würzberger.
- CELAM: Lateinamerikanischer Bischofsrat.
- CLAR: Zusammenschluss der Ordensleute Lateinamerikas und der Karibik.
- CIDH: Lateinamerikanische Menschenrechtskommission.
- Studienkommission zum Diakonat der Frau von Papst Franziskus 2016.
- EG: Evangelii gaudium – Apostolisches Schreiben von Papst Franziskus über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute vom 24. November 2013 (Verlautbarungen des apostolischen Stuhls 194).
- www.katholisch.de/artikel/23486-oesterreichischer-lebensschuetzer-warf-pachama-figuren-in-tiber.
- Kaufmann, F.X., Kritik des Klerikalismus; in: FAZ 01.Juli 2019,6.
- Karinal Walter Kasper, O, du liebes Amazonien. FAZ vom 21.02.20, Briefe an die Herausgeber.
- Hegemann, Heinrich, Dr. theol., Fidei Donum-Missionar, interdiözesanes Priesterseminar in Teresina, Brasilien. Interview.

Alfons Gierse

Liebe braucht Entschiedenheit

„Ich empfinde keine Gefühle mehr für dich“. Ein solcher Satz fällt häufig am Beginn einer Ehe- oder Paarberatung. Was einmal lustvoll und leidenschaftlich begann ist mit der Zeit merklich abgekühlt oder irgendwie verloren gegangen. Das Paar hat sich aus den Augen verloren, Sexualität findet kaum mehr statt. In der Beratung suchen die Paare Unterstützung und einen Ausweg aus dieser für sie als unglücklich und belastend empfundenen Situation: Steht eine Trennung an oder soll die Beziehung weitergehen? Und wenn ja, wie kann das geschehen?

In dem nachsynodalen apostolischen Schreiben *Amoris laetitia* (AL) formuliert Papst Franziskus im Kapitel 300 die an dieser Stelle einzunehmende pastorale Grundhaltung. Es sei notwendig, so der Papst, mit einem Blick auf die „äußeren Ereignisse“, d.h. die konkret gegebenen Lebensverhältnisse und Lebensumstände der Paare, diese in solchen Situationen „auf dem Weg der Unterscheidung zu begleiten“. Ein zweiter Pol der Aufmerksamkeit habe sich dabei zu konzentrieren auf die Botschaft des Evangeliums und die Lehre der Kirche.¹ In einladender Weise wird diese von den Deutschen Bischöfen in der kleinen Broschüre „Trauen Sie sich! Zehn gute Gründe für die Ehe. Ein Denkanstoß der katholischen Kirche“ zusammengefasst.² Die Bischöfe loten darin die Tragweite der Ehe als Lebens- und Liebesbund aus, wenn sie formulieren: Die Liebe „ist mehr als knisternde Erotik“. Sie „erschöpft sich nicht im Zauber des Augenblicks“. Es geht in der Liebe „nicht um ein auf Dauer gestelltes Verliebtsein, um die ewigen Schmetterlinge im Bauch“. Liebe „braucht den Willen zur Umkehr und zur

Vergebung“. Die Paare „müssen einander Raum geben, damit sie sich verändern und entfalten können – miteinander und nicht nebeneinander“.

Ein solcher Weg erfordert Entschiedenheit. Wer ihn geht, ist bereit, auch über längere Zeiträume hinweg zu verzichten und sich einzuschränken. Der Liebe wegen. Theodor W. Adorno bringt es auf den Punkt: „Nur der liebt, der die Kraft hat, an der Liebe festzuhalten. Es ist die Probe aufs Gefühl, ob es übers Gefühl hinaus geht durch Dauer“.³

Von der Verliebtheit zu Liebe

„Sehnsucht ist der Anfang von allem“, schrieb Nelly Sachs. Das gilt erst recht für die Liebe. Am Anfang steht die Liebessehnsucht in ihrer ganzen Ambivalenz: Auf der einen Seite der Wunsch nach umfassender Bedürfnisbefriedigung durch eine Partnerin oder einen Partner, der Wunsch nach Eins-sein, nach Schutz, Einander-Gehören, nach Geborgenheit, Pflege oder Um-sorgt-werden, auf der anderen Seite der Wunsch nach eigener starker Identität und persönlicher Stabilität, nach Autonomie und Reife. In manchem haben Ehe- oder Paarbeziehungen viele psychologische Parallelen zur frühkindlichen Eltern-Kind-Beziehung.

Der Paartherapeut Jürg Willi spricht von der Hoffnung, „mithilfe des anderen neue Lebensmöglichkeiten verwirklichen zu können bzw. beim anderen eine bestimmte Entwicklungsmöglichkeit ins Leben zu rufen“, sich gegenseitig zu brauchen.⁴ Es geht um die Hoffnung, „dass eine Reifung, ein überraschendes Aufbrechen der Schönheit möglich ist, dass eines Tages die am tiefsten verborgenen Potenzialitäten aufkeimen“ (AL 116), um die Hoffnung, dass in der Liebe zu einem anderen Menschen alte Wunden heilen mögen und dass es möglich werde, zu neuen Ufern aufzubrechen.

Willi listet eine ganze Reihe von Sehnsüchten auf, die beginnen und existieren, lange bevor zwei Menschen sich treffen

und ineinander verlieben: „Man möchte einen Menschen haben, von dem man in seinen innersten Möglichkeiten verstanden und bejaht wird, dem man sich in seinen Ängsten und Schwächen zeigen kann, ohne beschämt zu werden, bei dem man sich sicher und geborgen fühlen kann, ohne Angst haben zu müssen, sich auszuliefern und in seinen Gefühlen missbraucht zu werden, einen Menschen, der einen umhegt und pflegt, wenn es einem schlecht geht, zu einem steht bei Misserfolgen und stolz auf einen ist, wenn man erfolgreich ist.“⁵ Und irgendwann passiert es dann: „Wenn zwei Sehnsüchte sich treffen, kann es bum machen. Das Bum kann unterschiedlich ausfallen, blitzartig oder krachend oder allmählich und leise. In jedem Fall kommt es vorübergehend zu einer Art Kernfusion, zwei treten in die Situation des Verliebtseins ein.“⁶

In der Eheberatung ist es immer wieder spannend, die Paare nach ihrer Erinnerung an dieses Ereignis zu befragen: Wo und wie sind Sie sich zum ersten Mal begegnet? Oftmals verändert sich die Atmosphäre: Ein Moment des Schweigens und Innehaltens, die Stimme wird ruhiger, das Gesicht entspannt sich, die Paare wenden sich einander zu und schauen sich an. Und dann beginnen sie zu erzählen. Sehr genau erinnern sie sich an die Kleidung, die sie getragen haben, an die Orte und Umstände, und sie sagen einander, was sie so attraktiv fanden – das Lächeln, die lockigen Haare, die Stimme, die schüchterne Zurückhaltung oder das entschiedene Auftreten. Darin liegt eine große Ressource. So beschreibt Bleckwedel das Verliebtsein nicht als abgeschlossene erste Phase eines Paarzyklus, sondern als Entwicklungsraum: „In glücklichen Beziehungen bleibt das Verliebtsein eine Quelle der Freude und Inspiration ... Vor allem aber liefert das Verliebtsein die nötige Energie, die Paare brauchen, um sich eine eigene Welt aufzubauen und diese immer wieder neu zu gestalten.“⁷

Das Massensterben der Schmetterlinge

Zwei Verliebte sind ein Herz und eine Seele. Sie haben und sind alles gemeinsam: Du bist mein ein und alles. Nur bei dir bin ich bei mir und nur bei mir bist du bei dir.“ Ein solches Beziehungsideal ist aber auf die Dauer nicht tragfähig und belastbar. Die eckigen, kantigen und problematischen Seiten werden dabei leicht übersehen, ausgeblendet oder verdrängt. Und so führt diese allzu intensive Bezogenheit aufeinander allmählich zu einer erstickenden Enge. Es beginnen die ersten Abstoßungsreaktionen, um einen notwendigen und für eine spannungsreiche Beziehung notwendigen Abstand wieder herzustellen. Manchmal geht das einher mit einem hohen Maß an Ernüchterung und einem einsetzenden „Massensterben der Schmetterlinge“. Es kommt zu einer Wiederkehr des Verdrängten. Unzufriedenheit setzt ein, ein Gefühl der Unerfülltheit. Die Idealisierung wird entzaubert, Desillusionierung macht sich breit. Das Gefühl der Liebe kann sogar umschlagen in ein Empfinden von Wut, Hass oder Verachtung dem Partner/der Partnerin gegenüber. Verbitterung, Frust und Enttäuschung breiten sich aus, weil die schönen und idealen Gefühle, die einen in der Verliebtheit geradezu euphorisiert haben, sich auf Dauer in der ursprünglichen Form nicht am Leben erhalten lassen.⁸

Das alles ist nicht angenehm und versetzt die Beteiligten in einen inneren und äußeren Spannungszustand. Sie versuchen, ihr Leben zu retten (vgl. Lk 9,21), indem sie bemüht sind, die Idealisierung aufrechtzuhalten, sich abzulenken, zu verleugnen, wegzuschauen, die Flucht nach vorn anzutreten, zu vermeiden, zu kritisieren, Vorwürfe und Vorhaltungen zu machen usw. „Insbesondere im ehelichen Machtkampf sind Streit und Anklage nicht nur befriedigende Scheinlösungen, sondern haben auch einen stabilisierenden und stimulierenden Effekt“.⁹

In dieser Phase zeigt sich häufig ein polarisierendes Konfliktmuster. Dabei hat der

Streit für die Paare ein klares Motiv. Es geht darum, Differenzen auszuschließen, erneut Gegenseitigkeit herzustellen und die Andersartigkeit zu kontrollieren. Dahinter steht die Erwartung von Harmonie und ein Gemeinsamkeitsmodell von Paarbeziehung. Ärger und Streit sind dann manchmal leichter zu ertragen als die Angst vor der Unterschiedlichkeit. Gut ist an dieser Stelle nur das, was beide wollen. Die Einsicht und die Anerkennung der Unterschiedlichkeit wird dabei zuerst einmal als bedrohlich erlebt.

Die bestehenden Konflikte sind mit den gewohnten und vertrauten Strategien nicht mehr zu bewältigen. Das löst Gefühle von Angst, Hilflosigkeit und Unzulänglichkeit aus. Die Aufgabe besteht darin, neue Bewältigungsstrategien zu lernen, die Teil der eigenen Anpassungsfähigkeit, Spannkraft und Stärke werden.

Was anstünde, wäre ein Schritt in Richtung Differenzierung.¹⁰ Dieser wird jedoch zunächst vermieden. Stattdessen werden die eigenen ungeliebten Anteile an den Partner oder die Partnerin delegiert. Was individuell nicht gelöst ist, wird im Streit interindividuell ausgetragen. So entsteht ein Vorwurfszirkel, der das Denken, Wollen und Handeln betrifft: Weil du so bist ... deshalb bin ich. Wenn du nicht ... müsste ich nicht ... usw.

Die Lösung liegt darin, die Projektion zurückzunehmen, den eigenen Anteil an der Beziehungsstörung zu sehen und dafür Verantwortung zu übernehmen. Es geht um einen ehrlichen und nüchternen Blick auf sich selbst und das eigene Leben, eine Hinwendung zur eigenen Innenwelt, eine tiefere Begegnung mit sich selbst, die aber immer zugleich auch eine Konfrontation mit der Einsamkeit unserer Existenz ist, die es auszuhalten gilt. „Eigentlich sind es nicht die anderen Menschen, die es auszuhalten gilt, sondern die Spannungen, die die anderen Menschen in uns selbst erzeugen. Es sind meine Spannungen, die ich habe, selbst wenn die anderen der Grund meiner Spannungen sein mögen. Diese Spannungen sind und bleiben in mir. Sie auszuhalten ist ... ein ausgesprochen anspruchsvol-

ler und aktiver Prozess, der sich mit der Passivität und Resignation der Opferrolle nicht verträgt. Sich selbst auszuhalten bedeutet, die Aufmerksamkeit von den anderen Menschen und von spannungsreichen Situationen weg auf uns selbst und unser inneres Erleben zu lenken.“¹¹

Gelingt dieser Schritt, dann kann der anklagende Partner zulassen, dass er eigentlich mehr Nähe in der Beziehung herstellen und sich wieder verbunden und sicher fühlen möchte. Er kommt in Kontakt mit seiner Einsamkeit und seinem Schmerz, der Erfahrung, nicht gewollt und nicht gesehen zu sein, sich nicht liebenswert zu fühlen, sondern isoliert oder verlassen. Die Rückzüglerin wiederum kann zulassen, dass sie die Eskalation vermeiden und dadurch die Nähe erhalten möchte. Sie möchte die Beziehung schützen und Frieden bewahren und verhindern, dass alles noch schlimmer wird. Sie kommt in Kontakt mit der Erfahrung, verurteilt oder abgelehnt worden zu sein, mit der Angst zu versagen oder nicht gut genug zu sein. Sie kann die innere Leere und das Gefühl von Scham zulassen. Indem beide Seiten mit ihrer inneren Wirklichkeit in Kontakt kommen und diese zulassen, geschieht ein erster wichtiger Schritt der Veränderung jenseits von Kampf und Rückzug.

Dabei können Vorwürfe und Kritik auch hilfreich sein, den/die jeweils andere/n auf „blinde Flecken“ aufmerksam zu machen und anstehende Entwicklungsaufgaben zu „provizieren“. Vorwürfe und Vorhaltungen, die Partner einander machen, offenbaren Gesichtspunkte von zentraler Bedeutung: Was mich am ändern stört, ist mein Thema. Ich halte dem anderen das Spiegelbild der Seiten vor, die ich selber nicht so gerne sehen möchte. So wird aus einem fruchtlosen Streit eine „haltende Konfrontation“: Sich wirklich miteinander und mit sich selbst auseinandersetzen.

Projektionen zurücknehmen, bei mir selbst einkehren, darauf verzichten die Lösung der Probleme von der Partnerin zu erwarten und für die eigenen Anteile die Verantwortung übernehmen, das ist für

mich „Gebet“ im Sinne Jesu: Sich der eigenen Wirklichkeit stellen, achtsam, gelassen und liebevoll bei dem zu verweilen, was ist. Die „biblische Handlungsanweisung“ dazu steht bei Matthäus: „Du aber geh in deine Kammer, wenn du betest, und schließ die Tür zu; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist. Dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten. Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die meinen, sie werden nur erhört, wenn sie viele Worte machen. Macht es nicht wie sie; denn euer Vater weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet“ (Mt 6, 6–8).

In solchem Aushalten wachsen Lösungen heran, die eine andere Qualität haben. Es geschieht eine Läuterung, eine Integration von Anteilen meiner Wirklichkeit, die ich bisher ausgeblendet habe: Gerade so aber wird der Weg frei für neues Verhalten. Indem das Paar die schwierige Lage in der beschriebenen Weise durchlebt und aushält, wird es offen, sich dem zuzuwenden, was ihnen im Leben und in ihrer Beziehung wertvoll, wichtig und stimmig ist – gemeinsam und jede/r für sich.

Dabei kann sich durch Leiden die Verliebtheit zur erwachsenen, reifen Liebe weiterentwickeln.¹² Denn „Leid in der Krise (ist) ein wichtiger Antrieb zur Reifung, zur Kreativität und für eine neue Qualität von Beziehungen.“ Papst Franziskus weist auf den inneren Zusammenhang von Wachstum und Schmerz hin: „Dabei ist es gerade der Schmerz, der uns Tag für Tag zu wachsen lehrt. Der Schmerz und die Prüfungen des Lebens schenken uns die unersetzliche Gelegenheit, uns bis in den tiefsten Winkel unsere Seele zu erkennen und unsere Grenzen zu begreifen.“

Kreative Hoffungslosigkeit

Die Hoffnung ist in einer solchen Krise häufig Teil des Problems und nicht der Lösung. Ulrich Clement formuliert es so: „Resignation eröffnet Veränderungsperspektiven ... Resignation heißt: Hoffnung

aufgeben. Auf Parkonflikte bezogen müssen wir genauer formulieren: Resignation heißt die Hoffnung aufgeben, dass mein Partner ... zur Lösung beiträgt. Mit dem Schritt in die Resignation gebe ich meine Position als Lösungsoffer auf, also die Position, in der ich darauf warte, dass die Lösung auf mich zukommt."¹³ Was es an dieser Stelle braucht, nenne ich „kreative Hoffnungslosigkeit“, jenen inneren Ort, an dem ich meine eigenen Vorstellungen vom Leben loslasse und das annehme, was ist. Kreative Hoffnungslosigkeit in der Partnerschaft geschieht dann, wenn die Partner aufhören, sich gegenseitig verändern zu wollen und sich stattdessen mit ihrer Unterschiedlichkeit und Andersartigkeit konfrontieren. Wenn sie es wagen, Verantwortung für sich zu übernehmen, eigene Schwächen und Begrenzungen zu akzeptieren und ihre Wünsche und Bedürfnisse unabhängig von der anderen Person deutlich zu benennen, wenn sie bereit sind, die Spannungen und Ängste und Enttäuschungen, die damit verbunden sind, auszuhalten.

Kreative Hoffnungslosigkeit schafft ein Bewusstsein, nicht in erster Linie als verbundenes Paar unterwegs zu sein, sondern als zwei existentiell verschiedene Personen, für die aber gerade so auf einer tieferen Ebene in neuer Weise Annäherung, Intimität und Begegnung möglich wird.

Anmerkungen:

- 1 Papst Franziskus, Nachsynodales Schreiben „Amoris laetitia“. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 204, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2016.
- 2 (www.dbk-shop.de/de/deutsche-bischofskonferenz/sonstige-publikationen/flyer-trauen-sie-sich-zehn-gute-gruende-ehe.html).
- 3 Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt a. M. 1973, S. 223.
- 4 Jürg Willi, *Psychologie der Liebe*. Persönliche Entwicklung durch Partnerbeziehungen. Stuttgart 2002, S. 235.
- 5 Ebd., S. 35.

- 6 Jan Bleckwedel, *Entwicklungsdimensionen der Liebe*. Wie Partnerschaften sich entfalten können. Göttingen 2014, S. 48; zum Thema Verliebtsein insgesamt: S. 47-60.
- 7 Ebd., S. 50.
- 8 „Und doch führt jeder Partner auch neurotisches Potenzial mit sich – unbearbeitete Konflikte, „unfinished business“, etwas, das nicht gut zu Ende gebracht, verarbeitet und integriert wurde. Irgendwann, nach einer gewissen Zeit der Zurückhaltung, drängen diese Teile an die Oberfläche und werden als problematische Beziehungsangebote eingebracht. ... Unfertiges möchte, in einem dialektischen Sinne, aufgehoben und verwandelt werden“ (ebd. S. 98).
- 9 Jürg Willi, *Therapie der Zweierbeziehung*. Einführung in die analytische Paartherapie. Anwendung des Kollisionskonzeptes, Beziehungsgestaltung im therapeutischen Dreieck. Stuttgart 2008, S. 64f.
- 10 In einem gesellschaftlichen Zusammenhang formuliert dies Papst Franziskus in einer Weise, die sich eins zu eins auf die Partnerschaft übertragen lässt: „Ich glaube jedoch, dass es gerade die Unterschiede und ihre Weiterentwicklung sind, die uns zutiefst bereichern und dazu beitragen, unsere Gesellschaft voranzubringen, denn nichts ist so lohnend wie der Dialog zwischen den Unterschieden. Der Dialog ist Fruchtbarkeit: Er erlaubt es uns, den Menschen wirklich kennenzulernen, bis in sein tiefstes Inneres. ... Der Unterschied erlaubt uns, tief in die Seele und ins Herz vorzudringen“ (Papst Franziskus, *Gott ist jung*. Ein Gespräch mit Thomas Leoncini. Freiburg i. B. 2018, S. 81f.).
- 11 Michael Bordt, *Die Kunst sich selbst auszuhalten*. Ein Weg zur inneren Freiheit. München, 8. Aufl. 2015, S. 35f.
- 12 Vgl. Jürg Willi, *Was hält Paare zusammen? Der Prozeß des Zusammenlebens in psychoökologischer Sicht*. Reinbek, 7. Aufl. 2002, S. 62.
- 13 Ulrich Clement, *Systemische Sexualtherapie*. Stuttgart 2004, S. 158. Clement unterscheidet näher hin zwischen „Spezifischer Resignation“ und „Genereller Resignation“: „*Spezifische Resignation*: Ich gebe die Hoffnung auf, dass die Lösung, der Veränderungsschritt vom Partner kommt. Konsequenz dieser spezifischen Resignation ist, dass ich entweder die Lösung selbst in die Hand nehme oder die Veränderungsidee relativiere und ohne Veränderung weiterlebe. *Generelle Resignation*: Ich gebe die Hoffnung auf, dass mit diesem Partner wichtige Entwicklungsschritte möglich sind. Konsequenz dieser generellen Resignation ist, dass ich dem Partner entweder innerlich oder offen kündige, die Beziehung also beende“ (ebd., S. 158f.).

Beten für die Kommenden

Die Überlegungen von Dieter Emeis „Leben in der Demut des Geschöpfes“ in der ersten Ausgabe des Pastoralblattes 2020, mehr noch die Demonstrationen „Fridays for Future“, in denen junge und auch ältere Menschen zu wirksamen Maßnahmen in der Krise des Weltklimas aufrufen, geben Anlass, auf die Wichtigkeit des „Gebetes für die Nach-uns-Kommenden“ hinzuweisen. Mit Recht beklagt Professor Emeis, dass bisher von den Kirchen zu dieser lebenswichtigen Frage wenig erwartet wird und dass die eindringlichen Mahnungen von Papst Franziskus wenig Resonanz gefunden haben. Dabei kann gerade die christliche Tradition wichtige Aussagen über die Zukunft und auch zur Bewahrung der Schöpfung machen.

Bereits seit mehreren Jahrzehnten wird von verschiedenen Autoren darauf hingewiesen, dass gläubige Menschen verstärkt für die Menschen kommender Generationen beten müssten.¹

Im sogenannten Embolismus, der Weiterführung der letzten Vaterunser-Bitte betete die Kirche früher: „Erlöse uns, Herr, von allem Bösen, sei es vergangen, gegenwärtig oder zukünftig“. In dieser Bitte ging es nicht nur um die Bewahrung vor allzu schwerer Prüfung im eigenen Leben, sondern auch um das Wohlergehen der nachfolgenden Generationen. Leider entfiel dieser Zusatz im Messbuch Pauls VI. Aber er ist ein wichtiger Hinweis dafür, dass die Kirche in ihrem Beten schon immer die Zukunft im Blick hatte.

Die Fürbitte für die Kommenden entspricht dem Beten Jesu, der im Hohepriesterlich en Gebet (Joh 17,20) zum Vater ruft: „Ich bitte nicht nur für diese hier (seine Jünger und Apostel), sondern auch für alle, die durch

ihr Wort an mich glauben werden.“ Geht es hier auch vordringlich um den Glauben und damit das Heil der künftigen Menschen, so geht es doch zugleich um deren Wohl, um die Realität des Lebens auf dieser Erde.

Die Schülerinnen und Schüler der „Fridays for Future“-Demonstrationen sind voller Sorge, weil sie erkennen, welche Hypothesen wir der Nachwelt hinterlassen. Die fehlende Chancengleichheit zwischen der jetzigen und den kommenden Generationen mit den Problemen der Umwelt-, Bildungs-, Berufs- und Alterssicherung, besonders aber die bevorstehende Klimakatastrophe, erfordern das „Gebet für die Kommenden“ mit neuer Dringlichkeit.

Dabei gilt, wie Professor Emeis formuliert: „Die bloße Vermeidung der Katastrophe ist noch keine wirkliche Zukunftsperspektive. Die Krise, in die wir heute durch unseren verfehlten Umgang mit unseren Lebensgrundlagen geraten sind, begründet den Verdacht, dass ihr ein tiefer Irrtum zugrunde liegt, ein Irrtum darin, wer wir Menschen sind in der Beziehung zu unserer Welt.“ Dass der Mensch nicht Macher seiner Welt ist, dass er nicht bestimmen kann, wie diese Welt zu funktionieren hat, wird in eindrücklicher Weise gerade dem betenden Menschen bewusst, weil er im Aufblick zu Gott den Schöpfer des Universums erkennt.

Man könnte versucht sein, das bekannte Wort von Reinhold Schneider auf die heutige Zeit zu übertragen: „Allein den Betern wird es noch gelingen, das Schwert ob unseren Häuptern aufzuhalten.“ Doch damals wie heute darf uns solches Gebet nicht dazu verführen, vermessenlich die Lösung der von uns gemachten Probleme allein von Gott zu erwarten. Es gilt das mittelalterliche Axiom (vielleicht zurückgehend auf Petrus Abaelard): „Facienti quod est in se Deus non denegat gratiam – Dem, der tut, was ihm möglich ist, versagt Gott die Gnade nicht.“ Insofern wird das Gebet für die Kommenden unsere eigenen Kräfte mobilisieren, um verantwortungsvoll an der Gestaltung einer auch in Zukunft bewohnbaren Welt mitzuwirken.

Deshalb schenkt das Gebet für die Nach-uns-Kommenden angesichts der

Literaturdienst

Christian Hennecke/Gabriele Viecens: Von Missverständnissen und Fallstricken. Kirchenentwicklungen – eine neue Sichtweise. Würzburg 2019, 12,90 Euro, 148 S., ISBN 978-3429053833.

Klimakrise, die uns vor die großen wissenschaftlichen, technischen, politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen stellt, von denen Professor Emeis spricht, auch die Kräfte für deren Bewältigung. Sie kommen nicht nur aus dem Erschrecken über das, was uns bedroht, sondern erwecken in uns die tiefe Ahnung unserer Geschöpflichkeit mit dem Blick auf den Schöpfer, nicht nur für die jetzt lebende Generation, sondern für globalisierte Solidarität mit den zukünftigen Menschen.

Abschließend sei noch einmal der Fürbitt-Vorschlag aus dem Jahr 2004 vorgestellt. Man könnte ihn erweitern um die Bitte, dass möglichst viele Menschen in der Verantwortung für die Zukunft sich tatkräftig für den Klimaschutz einsetzen und auch den eigenen Lebensstil entsprechend ändern.

Gott, Schöpfer und Spender des Lebens, wir rufen zu dir:

Gedenke der Menschen, die nach uns kommen, dass sie ihre Hoffnung setzen auf dich und dir dienen in der Gemeinschaft der Kirche.

Gib, dass sie durch das Wort deiner Jünger an Christus, deinen Sohn, glauben werden, damit er sie bei seinem Kommen wachend finde.

Erbarme dich aller Menschen, die auf dieser Erde leben werden bis zum Ende der Zeit, und hilf, dass die Erde für künftige Generationen bewohnbar bleibt.

Gib uns Ehrfurcht vor der Würde des werdenden Lebens; denn alles Leben ist von dir geschenkt.

Deinem Namen, Herr, gebührt die Ehre, und alle Generationen sollen dich verherrlichen. Darum bitten wir und das gewähre uns durch ihn, der sein Leben hingegeben hat zur Vergebung der Sünden für die Menschen aller Zeiten: durch Christus, unseren Herrn. Amen.

Anmerkung:

- ¹ Vgl. bereits Wilm Sanders. Beten für morgen. Das Gebet für die Nach-uns-Kommenden nach dem Vorbild des Betens Jesu. Paderborn 2004; ders., Einstimmen in des Herrn Vorher-Bedenken, in: Pbl 31 (1979), 57-59.

Christian Hennecke und Gabriele Viecens (im folgenden H/V) sind profunde Mitgestalter der „Kirchenentwickler-Szene“, Impulsgeber im Bistum Hildesheim und darüber hinaus, Handlungsreisende in Sachen Zukunftsfähigkeit von Kirche. Ihr Weg kennzeichnet, über „bildgebende Verfahren“ zu gehen, d.h. über die Kommunikation von Kirchenbildern, sowie der konstruktiven Kraft geteilter Erfahrung zu vertrauen. Begeisterungs- wie Kritikfähig war dabei schon immer: Kirchenentwicklung gelingt für H/V über eine andere Kirchenstruktur – lokal, partizipativ, charismenorientiert, sozialraumorientiert –; theologische Diskurse über das WAS des Glaubens finden darüberhinaus nicht statt. Das hat, bei allem Wohlwollen, in der Vergangenheit die Vorschläge von H/V ungefährlich erscheinen lassen – wer ist schon gegen Entwicklung? Aber es blieb auch ein zahnloser Tiger: „Alles richtig, was ihr sagt. Lasst uns weitermachen wie bisher.“ Vorliegendes Buch ist eine ehrliche Bestandsaufnahme genau dessen. Das Buch ist aber nicht als Rechtfertigung zu verstehen, sondern bietet analytische und konzeptionelle Vertiefungen zum bisherigen Weg.

Einen Zugang zur Situation finden H/V über das Bild der „Kirche in der Pubertät“ (11) und der Analyse des „Chaos in der Kirchenentwicklung“ (12) an der „Bruchkante zwischen bekannter Vergangenheit und ahnender Zukunft“. H/V konsertnieren, dass die Rede von Kirchenentwicklung institutionell klingt (weil von oben verordnet), bewahrend wirkt und einem alten System folgt (weil Grundmuster verlängert, nicht angefragt werden), nicht befreiend und geistgewirkt ist (25). H/V entgegen, dass hier aber Verwechslungen und Missverständnisse vorliegen (26). Ihr Statement lautet, dass der Kirchenentwicklung die Pneumatologie und – überraschend – die Eschatologie nicht verloren gehen darf (29f).

Ausführlich werden 1. emotionale Wahrnehmungsmuster (35-51) und 2. sprachliche Deutungsmuster (53-65) herausgearbeitet, anschließend 3.

der bisherige Weg reflektiert (67-84) und 4. eine theologische Vergewisserung (85-106) angegangen. Der Praxisorientierung des Autorenduos entsprechend folgen 5. Prozesshinweise (107-146), die frühere Vorschläge - v.a. den „Kirchenkurs“ aus dem Jahr 2015 - weiterführen.

ad 1. „Emotionale Wahrnehmungsmuster“ sind für H/V die Dinge, in denen kirchliche AkteurInnen sich immer wieder verfangen - als ob es nicht anders ginge: Klerikalismus (39), ein missformtes Verständnis von Sammlung und Sendung (42) und die Kausalität, kirchliches Leben an Kirchenbesuchern zu messen (44). Demgegenüber stellen H/V die Erfahrung der Diaspora (46) und eine die Welt-Wirklichkeit entdeckende Grundhaltung (48) als neue Wahrnehmungsperspektive vor.

ad 2. Interessante Aufmerker für Kirchentwicklung lassen sich den Hinweisen zu den „sprachlichen Deutemustern“ entnehmen. H/V plädieren für eine kritische Aufmerksamkeit gegenüber einfach geschlussfolgerter Sinndeutung (53) und für eine prozessuale Bewegung des Hörens (57), die ihr Kriterium in der Verantwortbarkeit findet (59). In der Tat: das eröffnet Räume, schafft Beweglichkeit. Als LeserInnen profitieren wir hier von der weltkirchlichen Lerngemeinschaft der Autoren, insbesondere mit den Philippinen und Frankreich, und der dortigen Pastoralpraxis lokaler Verantwortung in Gemeinschaft.

ad 3. Die sich auch schon bis hierher durchziehende Spur geistlicher Bewegtheit wird im folgenden Kapitel vertieft. H/V rekapitulieren ihren eigenen Lernweg vom Kennenlernen des Bibeltextens als gemeindegründender Akt (67), den Exposure-Begegnungen (71) und den Summerschools (77). Kirchentwicklung als geistlicher Prozess, so formulieren H/V ihre eigene Lernerfahrung durch alle Umwege und Fallstricke, erschöpft sich aber nicht in umsetzbaren Programmen und Plänen, sondern im gemeinsamen Nachdenken und Hinhören sowie im radikalen Vertrauen „in den Geist, der schon wirkt“ (84).

ad 4. Die theologische Ausdeutung des Weges der Kirchentwicklung nimmt ihren Anfang bei Dietrich Bonhoeffer (86) und seiner inkarnatorischen Nachfolgespiritualität. Das ist insofern ein Clou, als dass H/V damit dem katholischen Dissens um die Deutung des Vaticanums II entgehen (91) und bei der Diskussion um die Sakramentalität der Kirche (96) und der eucharistischen Präsenz in ihr (98) leicht zur Frage nach der Rolle des Priesters (102), näherhin der Leitung (103),

durchgehen können. Das Kapitel liest sich anregend, gerade praxisorientierte Kirchenentwickler gehen die theologische Abkürzung im ökumenische Geist wohl gerne mit. Das akademische Klientel haben H/V wohl eh nicht im Fokus.

ad 5. Knapp, aber pointiert präsentieren H/V schließlich ihre Hinweise zur Gestaltung des Weges der Kirchentwicklung. Es braucht einen Anlass (109) - H/V sprechen sich wiederholt gegen eine verordnete Kirchentwicklung aus -, es braucht einen Prozess (113), es braucht bestimmte Qualitätsmerkmale (116). Modellhaft wird im Anhang eine Prozessschleife (130) und ein Beispiel mit Fragen zur Selbstreflexion vorgestellt (138). Aus organisationsentwicklerischer Perspektive ist dieser Konkretion vorzuwerfen, im Gehen zu wenig das „Außen“ und das „Getriebe“ des Systems in den Blick zu nehmen. Es bleibt bei der idealistischen Annahme, die Kraft der geteilten Vision im Herzen vieler <allein> hätte schon verändernde Kraft. Hier blenden H/V die eigenen Analysen um Wahrnehmungs- und Sprachmuster zu wenig ein. Ihr Weg macht zu wenig einen Unterschied.

Aber: „Doppelpunkt“, so heißt das resümierende kleine Kapitel (125ff). Das Buch ist in einer Kirche im Übergang selber ein Übergang: In einer visionären, charismatischen und von hohem persönlichen Einsatz angetriebenen Arbeit in Sachen Kirchentwicklung ein kleiner Haltepunkt, der aber vorwärts drängt. Die konzeptionelle Kraft des Buches bleibt bei 146 Seiten beschränkt, gleichzeitig bietet es genau deswegen nicht nur für Vollzeitprofis eine Möglichkeit, auf dem Weg weiter zu gehen. Denk- und Praxisanstöße gibt es genug - Zuendedenken muss man halt selbst bzw. in Weggemeinschaft, die H/V das Wichtigste (125) geworden ist. Das Buch alleine macht nichts - aber das muss kein Vorwurf sein. H/V wissen, dass sie als Autoren etwas über Kirchenkultur schreiben können, Kirchenstruktur machen andere. Ein klein wenig klingt die Enttäuschung an, dass sie den insofern Mächtigen Buch um Buch eine lebendige Idee von Kirche hinhalten und so wenig daraus gemacht wird. Aber das ist nur allzumenschlich. Und ein Krisenzeichen der Kirchentwicklung, dass eine eigene Auseinandersetzung verdient hätte.

Jan-Christoph Horn

Auf ein Wort

„Gott hat die Ewigkeit in alles hineingelegt“ (Kohélet 3,11)

Gott vertrauen in der Zeit der Corona-Epidemie

Wenn der außerordentliche Vers aus dem Weisheitsbuch *Kohélet* in mir Annahme findet, zunächst im Geist, dann, je mehr in allem aus Leben, Lieben, Krankheit, Leiden, Sterben bis in den Tod, dann ist es auch daran, in der Corona-Epidemie danach zu suchen, mit allen Kräften des Denkens und der Sinne, wie in alledem Gott zu finden ist? Es ist viel zu früh, hier zu einer Prognose zu kommen, die das *Wie* fixiert, da ist Demut nötig. Abwegig scheinen mir alle apokalyptischen Gewissheiten zu sein, die gegenwärtig kursieren, in Richtung von Strafe Gottes, Menschheitsdämmerung, Weltenende. Gott ist treu, das ist die Mitte der Heiligen Schrift. Mir erscheint wesentlich, wirklich täglich zu beginnen in der geistlichen Übung, die ein Leben lang dauert, Gott wirklich zu vertrauen, dass Gott wirkt in allem und in allen, geheimnishaft, aber lebendig *da!* Gott, Du absoluter Grund unseres Seins. So kann das tägliche Beten beginnen. Und daraus, aus diesem Vertrauen, in der suchenden Anwendung unserer Sinne, in die diskrete Bewegung des Gott Findens zu gelangen.

Wahren und wahrnehmen, wie Gott uns zur Mitarbeit in der einen Aktion, die das Universum ist, einbezieht. Das betrifft viele von uns jetzt neu, in der Einschränkung der Epidemie – und die Frage wird neu wach: Wer bin ich, wenn ich nicht mehr tun kann, was ich sonst jahraus, jahrein und Tag für Tag gewohnt war, zu tun? Ist es, wenn ich nun erkrankte, möglich, wie es Ignatius von Loyola in seinen *Satzungen* unter Nummer 272 schreibt, die Krankheit nicht weniger als die Gesundheit als ein Geschenk zu erfahren ins je *Mehr Gottes*? Denn weder Krankheit noch Gesundheit sind die allererste und allerletzte Wirklichkeit. Und, so gut gemeint es ist, wenn täglich der Mantrasatz erfolgt: „Bleiben Sie gesund!“ – wenn dies zum „Goldenen Kalb“ wird, dann sitzen wir einem Götzen auf. In allen Ängsten gerade kann dieses *Mehr* an Vertrauen dagegen, dass Gott in allem lebt und wirkt, auch durch das Virus hindurch, mich zu größerer Gleichmut bewegen, die alles andere als Gleichgültigkeit ist.

Ich kann dann in das Folgende finden:

Bete, als hinge alles von dir selbst ab. Handle, als hinge alles von Gott ab.

Diese Spannung aber ist immer wieder täglich in einen Unterscheidungsprozess zu bringen, was jetzt im Beten von mir zu verantworten ist, was ich in meinem Einsatz für das Leben in allen Zusammenhängen Gott überlassen darf, kann, letztlich muss. Darin kann Frieden einkehren – an jedem Abend des Tages, im Leben von Tag zu Tag. Ich werde großmütig und relativiere meine Fixierungen auf meine Leistungen. Was ich tue ist immer sekundär im Vergleich zu meiner von Gott her immer je größer geschenkten Einheit. Diese Einheit in Gott im Geist, der mir im Mitgehen des Weges Jesu göttlich wird. In meinen Ängsten, meinen Verdunkelungen, meinem Hader und Zweifeln, meinem Unvertrauen in meinem Vertrauen je *Mehr* zu erahnen; darin bin ich der unendlich geliebte Mensch in der Kirche der Menschheitsfamilie, in der Gemeinschaft der Lebenden und Verstorbenen. Ich vertraue Dir, Gott, allbarmherzig. Gott, *Du* mein Alles. Ich überlasse es Dir, Gott, wofür ich mich jetzt einsetzen soll. Ich bete mit weit geöffneten Armen, dass ich meinen Einsatz jetzt finde in der Zeit der Epidemie, im dienenden Handeln, im aufrichtenden Wort, im hörenden Beten. Ich binde mich nicht an meine Aufgabe, als wäre ich völlig ihr untertan.

Mein innerster Kern lebt aus der tief-weiten Gottverbundenheit, in der ich ein immer liebenderer Mensch werden kann im alltäglichen Dienst in der *einen universalen Aktion Gottes*, in der auch Corona nur ein Teil ist.

Markus Roentgen

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn, Universität zu Köln, Albertus Magnus Platz, 50923 Köln | Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestr. 1, 45527 Hattingen | Alfons Gierse, Bischöflich Münstersches Offizialat, Kolpingstraße 14, 49377 Vechta | Domkapitular Willem Sanders, Lattenkamp 20, 22299 Hamburg

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E